

ZS

Zürcher 1/23
Studierendenzeitung



Dem Handy ergeben

Eine toxische Beziehung

Konservative Uni
Die Hochschule
will binär bleiben

100 Jahre ZS
Die Geschichte
dieser Zeitung

Vergessener Tenor
Das Schicksal von
Joseph Schmidt



Stadt Zürich



Die Berufskarriere gezielt starten.

#Hochschulpraktika



Editorial

Geburtstag — Die ZS ist 100 Jahre alt! Seit zehn Jahrzehnten schreiben fleissige, freche Studis für diese Zeitung – und werden renommierte Journalist*innen. Die ZS hat den Zweiten Weltkrieg, die 68er-Bewegung und die Opernhauskrawalle rezipiert und heil überstanden. Dieses Jahr berichten wir in einer Serie chronologisch über die ZS-Geschichte. Den Anfang machen die Lancierung und die turbulenten Dispute der ersten Ausgaben der 1920er-Jahre (S. 9). Zudem erscheint im Herbstsemester ein Buch über die ZS. Und es wird natürlich eine Party geben! Wir halten euch auf dem Laufenden.

Der Thementeil dieser Ausgabe handelt von unser aller Lieblingsding: dem Handy. Wie wurde das Teil eigentlich geboren? Und was hat es verändert (S. 18-19)? Danach erzählt Professor Christian Montag von der Trickkiste der Techkonzerne und wie deren Macht eingeschränkt werden kann (S. 20-21). Wir haben zudem recherchiert, wie sehr und warum die Studis ihre Handynutzung überfordert (S. 22-23). Zum Schluss gibt's noch was zum Mitnehmen: Wir liefern Tipps für einen gesunden Umgang mit dem Handy (S. 24-25). Eins habt ihr aber schon richtig gemacht – Ihr lest Print. Auf weitere hundert Jahre!

Für die Redaktion,
Lukas Heinser und Carlo Mariani

News

- 4 Dritte Geschlechtsoption: Fehlanzeige**
Die Uni foutiert sich um Nicht-Binäre
- 5 Wo der Klimastreik geblieben ist**
Auf Spurensuche bei den Lokalgruppen
- 7 Durchbruch in der Diabetesforschung**
Ein Implantat soll es richten
- 9 100 Jahre Zürcher Studierendenzzeitung**
Folge 1: Die wilden Gründungsjahre
- 10 Gretchenfrage Genderstern**
Wie halten es die Hochschulen damit?
- 11 Zebrafinken können weiterpfeifen**
Expert*innen von Gericht übersteuert
- 13 Antwort an den Wirtschafts-Prodekan**
Weniger Klassik, mehr Methodenvielfalt

Kultur

- 27 Rollen, Roller, Roller Derby**
Ein Sport, der Feminismus gross schreibt
- 29 «Kolonialismus wirkt nach»**
Zürchs Vergangenheit ausgestellt
- 32–34 Was ein Grabstein in Wiedikon erzählt**
Die Geschichte vom Tenor Joseph Schmidt

Thema

- 20–21 Wie das Handy die Welt eroberte**
Vom Luxusobjekt zum Massenprodukt
- 22–23 Warum wir so lange scrollen**
Experte Christian Montag im Interview
- 24–25 Studis haben ein Problem**
Ab wann man handysüchtig ist
- 26–27 Gönnst euch mal Bildschirmfrei!**
So kriegt ihr euren Konsum in den Griff
- 6 Kurzmeldungen**
- 16 Kochkolumne**
- 17 Senf der Redaktion**
- 29 Bildbox**
- 32–33 Kulturspalten**
- 35 Rätsel**
- 39 Comic**



Studis können bei der Uni-Einschreibung nur «männlich» oder «weiblich» anklicken.

Die Uni kennt nur zwei Geschlechter

Obwohl sie anders könnte, orientiert sich die Hochschule am binären Modell des Bundes.

Sepinud Poorghadiri (Text)

Noah Liechti (Bild)

Nicht-binäre Personen sind in der Schweiz immer noch gezwungen, sich als männlich oder weiblich auszuweisen. Laut dem Bundesratsentscheid vom vergangenen Dezember wird sich das vorerst auch nicht ändern: Ein neues Geschlechtermodell sei gesellschaftlich noch nicht

etabliert. Währenddessen leben laut Schätzungen bis zu 260'000 nicht-binäre und trans Personen in der Schweiz. Einige davon studieren oder arbeiten an der Uni Zürich. Und auch hier sind sie verpflichtet, sich an das binäre System anzupassen. Es ist Studierenden nämlich nicht möglich, bei der Einschreibung eine dritte Geschlechtsoption wie etwa «divers» anzuwählen. Dies, obwohl laut der universitären Abteilung Gleichstellung und Diversität schon seit 2017 Anfragen von Studierenden eingetroffen sind, die einen nicht-binären Geschlechtseintrag bevorzugen würden.

Abteilungsleiterin Christiane Löwe sagt dazu: «Die Situation ist seit längerem bekannt, und wir arbeiten zusammen mit der Arbeitsgruppe Geschlechtervielfalt aktiv daran, eine dritte, positiv besetzte Geschlechtsoption in alle Systeme der Uni zu integrieren.» Wann genau diese Integration stattfinden werde, sei aber noch unklar. Der Bundesratsentscheid beeinträchtigt zeitliche Planungsversuche, da die Gefahr bestehe, dass ein eigenständig ergänztes System später erneut komplett umgebaut werden müsse. Mit anderen Worten: Die Gleichstellungsabteilung ori-

entiert sich bei der Geschlechterthematik am Bund – obwohl sie eigene Handlungsfreiheit hätte.

Für Laura Galli, Co-Präsidentin des VSUZH, wäre es wichtig, dass die Uni Initiative ergreift: «Ich fände es schön, wenn die Universität Zürich ein Zeichen setzen würde. Und wenn eine Umstrukturierung nicht möglich ist, dann sollte man auch transparent machen, wieso.» Seien die Ressourcen knapp, dann müsse man diese eben umverteilen, so Galli. Kajsa Bornhauser, VSUZH-Delegierte in der universitären Gleichstellungskommission, spricht von einer mangelnden Priorisierung studentischer Anliegen in universitären Kommissionen. Das habe weitreichende Konsequenzen für Betroffene: Nicht-binäre Studierende existierten auf bürokratischer und struktureller Ebene nicht.

«Diversity Policy» eigentlich vorhanden

Für Oliv, nicht-binäre*r Student*in der Anglistik und Soziologie, würde eine dritte Option den Universitätsalltag um einiges vereinfachen. «Bei Vorstellungsrunden bin ich normalerweise die Person, die das Thema der Geschlechtsidentität anschneidet, indem ich mich mit meinen Pronomen vorstelle oder erwähne, dass ich nicht-binär bin. Manchmal möchte ich mich aber nicht unbedingt in einem Raum voller Leute, die ich noch nicht kenne, outen müssen», so Oliv. Je nach Kontext seien die Menschen unterschiedlich eingestellt und man müsse mit unterschiedlichen Reaktionen rechnen.

Die Universität könnte indes durch die Institutionalisierung ein klares Zeichen setzen. Dies wäre zudem im Einklang mit ihrer im Jahr 2018 selbsterlassenen «Diversity Policy», laut derer sie sich «mit angemessenen präventiven [...] Massnahmen für den Schutz vor Diskriminierung im konkreten Fall» einsetzen soll.

Auch die Hochschulpartei Kritische Politik Zürich bezieht auf Anfrage Stellung. Für eine Änderung sei es höchste Zeit. Aber auf proaktive Entscheidungen vonseiten der Hochschule könne man noch lange warten. «Durch Druck der Studierendenschaft wäre es möglich, solche Änderungen zu erzwingen. Wir glauben aber nicht, dass die eher konservativ eingestellte Unileitung da gross Eigeninitiative zeigen wird.» ◇

Klimastreik wird zum Quartierfest

Die Bewegung wirkt etwas eingeschlafen. Was drei Lokalgruppen beschäftigt.

Saskia Aeschbach

«On est plus chaud que le climat!»: So klang es am 2. Februar 2019, als geschätzte 65'000 Menschen in verschiedenen Schweizer Städten nach dem Vorbild von Greta Thunberg auf die Strasse gingen. Seitdem haben sich unter der Flagge von «Strike for Future» schweizweit mehr als 180 Lokalgruppen gebildet. Unabhängig von der nationalen Bewegung setzen diese ihre eigenen Schwerpunkte und passen so ihre Forderungen dem lokalen Kontext an. Während die einen lediglich in Telegram-Chats präsent sind, haben andere eine eigene Website. Von den auf den sozialen Medien präsenten Gruppen haben einige seit über einem Jahr nichts mehr gepostet. Sind sie also alle eingeschlafen?

Dem widerspricht Melina Schaller, 24-jährige Studentin und Mitglied der dreiköpfigen Klimagruppe «ETH 4 Future». Die Bewegung möge zwar weniger sichtbar sein, passiert sei aber trotzdem viel. Unter anderem gab es kleinere Demos auf dem Gelände der Uni Zürich und einen Vortrag mit zwei ETH-Forschenden zum «Sixth Assessment Report» des IPCC.

Der Nachwuchs fehlt

Ähnlich klingt es im Gespräch mit Flurin Tippmann vom Klimastreik Zürcher Oberland. Zwar sei im Moment kein konkretes Projekt in der Pipeline, doch letztes Jahr hätten sie durchaus spannende Aktionen organisiert. So hätten sie an zwei Gemeinderatssitzungen unangekündigt eine Rede gehalten. An Ideen fehle es ihnen nicht, jedoch an Ausführenden, meint Tippmann. Zurzeit sind

in der Zürcher Oberländer Lokalgruppe nur fünf Aktivist*innen aktiv. Nachwuchs zu finden, sei schwierig, bestätigt auch Schaller.

Bei der Klimagruppe Oberstrass kämen hingegen immer wieder neue Leute dazu, wenn auch sehr zaghaft, berichtet Mitgründer Matthias Rohrbach, der sich auch beim Verein «Umverkehr» engagiert. Dies mag daran liegen, dass die Gruppe vergleichsweise jung ist – im Gegensatz zu ihren Mitgliedern, von denen die meisten über 40 Jahre alt sind. Die Gruppe ist offiziell nicht dem «Strike for Future» angegliedert. Ihre starke lokale Vernetzung im Quartier entspricht aber ganz dessen Idealen. So haben sie beispielsweise im vergangenen November beim Stadtrat eine Petition eingereicht: Die Langmauerstrasse soll für den Durchgangsverkehr gesperrt und in eine Begegnungszone umgewandelt werden. Und an den weltweit zelebrierten «Parking Days» hat die Klimagruppe Parkplätze derselben Strasse für ein Quartierfest genutzt.

Zwei Initiativen durchgebracht

Doch wäre es nicht erfolgversprechender, als nationale Einheit tätig zu sein? Tatsächlich werde ihnen von politischer

Seite oft entgegengebracht, man könne nichts machen, da das Thema auf kantonaler oder gar Bundesebene geregelt sei, räumt Flurin Tippmann ein. Dennoch sind politische Erfolge auf lokaler Ebene möglich. Im vergangenen Frühling hat Mänedorf zwei Initiativen der gleichnamigen Klimagruppe angenommen. Dadurch ist die Gemeinde verpflichtet, den Bau von Solaranlagen finanziell zu fördern und mehr biodiverse Flächen zu schaffen.

Obwohl die Möglichkeit gegeben wäre, stünden sie nicht im Austausch mit dem «Strike for Future», sagen sowohl Tippmann und Schaller als auch Rohrbach. Für ihre lokalen Projekte sei dies schlicht nicht nötig. Sie alle betonen die Vorteile einer dezentralen Bewegung: Man sei flexibel, könne schnell Entscheidungen fällen und auf aktuelle Entwicklungen in der Politik reagieren. Durch den Lokalbezug sei es ausserdem einfacher, die komplexe Thematik herunterzubrechen und unter die Leute zu bringen. «Ich denke, das ist die einzige Möglichkeit, einen nachhaltigen Wandel herbeizuführen», ist Schaller überzeugt. Die internationale Demonstration am 3. März hat die Klimagruppe Oberstrass dennoch auf ihrer Website angekündigt. ◊



Die Klimagruppe Oberstrass setzt mit den «Parking Days» auf lokalen Aktivismus.

Stipendienwesen wird reformiert

Bildungspolitik — Der Zürcher Regierungsrat hat mit einer Revision des Bildungsgesetzes auf das Stipendiendeckel reagiert. Damit sollen Stipendien schneller und unbürokratischer vergeben werden. Unter anderem sollen bereits bewilligte Gesuche nicht jedes Jahr aufs Neue überprüft werden. Zudem könnten Personen ab 25 Jahren künftig gleich hohe Beiträge wie jüngere Studis erhalten. Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Die Mitte) wurde wegen langer Wartezeiten und schikanösen Gesuchsprüfungen stark kritisiert. [mac]

Bayer spendet ETH über eine Million

Sponsoring — Das «World Food System Center» (WFSC) der ETH Zürich und der Pharmakonzern Bayer gehen eine «Partnerschaft» ein, die sich für «nachhaltige landwirtschaftliche Systeme und Produktionsmethoden» einsetzen soll. Die Firma Bayer, die unter anderem Men-

schenrechtsverletzungen und Umweltverschmutzung zu verantworten hat, spendet für interdisziplinäre Forschungsprojekte der ETH in den nächsten vier Jahren insgesamt 1,1 Millionen Franken. Die ETH hat schon mehrmals Spenden von Privaten erhalten, zuletzt mehrere Millionen von der UBS. [mac]

Die Juwo-Mieten steigen

WG-Leben — Viele Mieter*innen von Wohnungen des Jugendwohnnetzes (Juwo) erhielten eine briefliche Mitteilung: «Aufgrund der stark angestiegenen Energiepreise» seien die Heizkosten durch die Eigentümerschaft stark angestiegen. Der Mietzins wird daher um rund 4,5 Prozent erhöht. Die Änderung tritt ab dem 1. Juni in Kraft. [hel]

Neue Delegierte für Nachhaltigkeit

Klima — Sonia Seneviratne wird neue Delegierte für Nachhaltigkeit an der ETH. Sie wird die Nachhaltigkeitsaktivi-

täten der Hochschule leiten und die Resultate inner- und ausserhalb der ETH kommunizieren. Seneviratne ist Professorin am Institut für Atmosphäre und Klima und hat an verschiedenen Berichten des Weltklimarates mitgearbeitet. Sie übernimmt das Amt von Reto Knutti, der das Amt mit viel Medienaufmerksamkeit bekleidete. [hel]

Uni verbietet iMacs aus Hörsälen

Infrastruktur — Wie aus einem Rundmail der Uni hervorgeht, sollen im Sommer alle Hörsaalcomputer «aus den Hörsälen und Seminarräumen des gemeinsamen Lehrbereichs entfernt werden.» Der damit verbundene Aufwand lasse sich nicht mehr rechtfertigen, da heutige mobile Geräte über entsprechende Anschlüsse verfügten und die meisten Nutzenden genug Know-how zu deren Installation besässen. Nun, den meisten Studis dürften da wohl Gegenbeispiele einfallen. [hel]

Karikatur

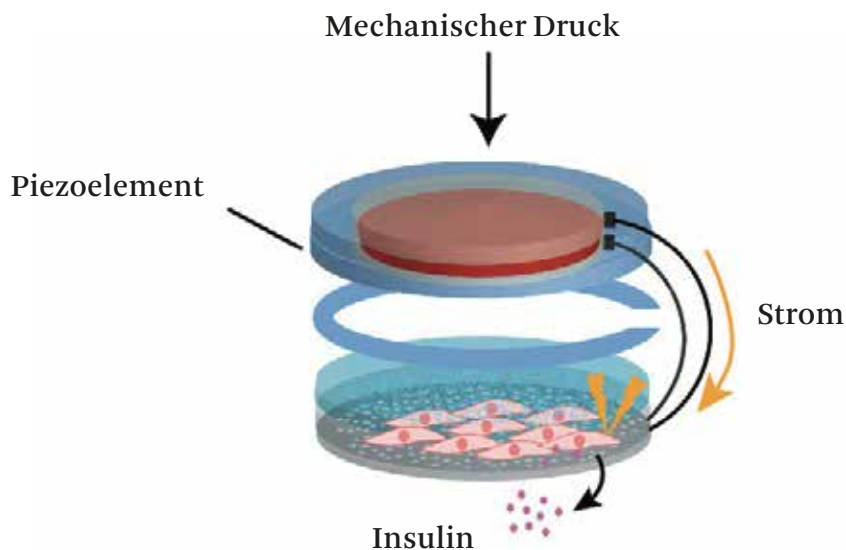


Hier zeichnet Noah Liechti von «Die Präsenz» für die ZS.

Insulin auf Knopfdruck

Ein neues Implantat könnte den Alltag von Diabetes-Kranken erleichtern.

Serafin Jacob



Der schematisch dargestellte Insulinpender wird knapp unter der Hautoberfläche eingesetzt.

Ein Leben mit Diabetes Typ 1 bedeutet ein Leben mit Spritzen. Bei der chronischen und bisher unheilbaren Krankheit wird im Körper kein Insulin produziert, was die gesamte Körperfunktion beeinträchtigt. Schon nach einigen Stunden ohne äussere Insulinzufuhr kann der Stoffwechsel entgleisen. Daher besitzen viele Typ-1-Diabetiker*innen eine Insulinpumpe, die fast durchgehend am Körper getragen werden muss. Alle anderen, sowie einige der Typ-2-Erkrankten, führen sich das Insulin durch Spritzen oder Insulinpens zu, wobei der Stoff mehrmals täglich injiziert werden muss. Ein anstrengendes und für viele belastendes Prozedere.

Ein Team um Professor Martin Fussenegger an der ETH Zürich forscht daher an Alternativen. Mitte 2020 gelang es den Wissenschaftler*innen, Insulin produzierende Zellen so zu modifizieren, dass sie das Insulin bei Elektrizitätszufuhr freigeben. Diese Zellen wurden in ein Implantat, etwas kleiner als eine Zwei-Franken-Münze, eingesetzt, welches kabellos gesteuert wird und Stromimpulse aussendet. Dafür braucht es keine Batterie, die Elektrizität wird durch ein elektri-

sches Feld von einer Art Ladestation geliefert (wie bei elektrischen Zahnbürsten, die ohne Kabel geladen werden). Dadurch werden die Designerzellen aktiviert und schütten Insulin aus. Bei dieser Methode muss die Ladestation von den Patienten getragen werden. Zwei Jahre später stellen die Forschenden eine viel elegantere Lösung vor.

Kleiner als eine Fünf-Rappen-Münze

«In der vorliegenden Arbeit haben wir eine neue Methode zum Aktivieren von [...] Zellen entwickelt, die so einfach ist wie ein Knopfdruck», schreiben die Autor*innen des Papers «Autonomous push button-controlled rapid insulin release from a piezoelectrically activated subcutaneous cell implant». Statt einer äusseren Stromquelle bauten sie in das oben beschriebene Implantat ein sogenanntes Piezoelement ein, also ein Bauteil, das Krafteinwirkung in elektrischen Strom umwandelt. Zudem verkleinerten sie das neue Implantat auf die Grösse einer Fünf-Rappen-Münze. Der Chip kommt ohne externe Apparate aus und soll etwas unter der Haut eingesetzt werden. Dort kann es durch leichten Druck – etwa so, wie wenn

man auf ein Keyboard tippt – aktiviert werden. Die Menge an freigesetztem Insulin wird je nach Länge und Frequenz des Drückens reguliert. Bei Versuchen mit Mäusen wurde festgestellt, dass das Insulin innert weniger Minuten für den Körper verfügbar war. Auch nach mehreren Wochen Einsatz des Geräts wurden keine körperlichen Folgen für die Tiere beobachtet. Die Forschenden räumen jedoch ein, dass für einen Einsatz bei Menschen noch einige Schritte unternommen werden müssen. So sollten zum Beispiel Zellen genutzt werden, die im klinischen Kontext bereits Anwendung finden.

Dass elektronische Geräte den menschlichen Körper ergänzen, ist keine Neuheit: Herzschrittmacher und Insulinpumpen werden seit Jahrzehnten eingesetzt. Auch sogenannte Designerzellen, genetisch veränderte Immunzellen, finden schon seit einigen Jahren medizinische Verwendung. Sie haben unter anderem im Rahmen von Krebstherapien Erfolge erzielt, sind jedoch noch sehr teuer und können zum Teil unerwünschte Nebenwirkungen haben. So bleibt auch bei diesem Implantat abzuwarten, ob es für den Einsatz bei Menschen praktikabel ist. ♦

**STAPFER
HAUS:**

eine Ausstellung
zur entscheidenden
Frage unserer Zeit

WAR und wir?



KANTON AARGAU

- stadt lenzburg
- ortsbürgergemeinde lenzburg

schweizer kulturstiftung
prohelvetia

CREDIT SUISSE

walter haefner stiftung

arcas
foundation



SWISSLOS
Kanton Aargau

Beisheim Stiftung

Stiftung
Mercator
Schweiz

MIGROS
Kulturprozent

ERNST GÖHNER
STIFTUNG

JOSEF MÜLLER STIFTUNG MURI

Schweizerische Eidgenössische Gesellschaft
Societas Helveticae Societas Helvetica
Societas Svizzera di Cultura pubblica
Societas Svizzera di Cultura pubblica

Paul Schiller-Stiftung

Reformierte
Kirche Aargau

Römisch-Katholische Kirche
im Aargau

stiftungcorymbo

NIKIN



ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

1. JAHRGANG, No. 1 / Erscheint monatlich / ZÜRICH, Ende Februar 1923

Redaktion: { Hermann Witzthum, jur., Langstrasse 195, Telephon Selnau 23.53
 { Max P. Schreiber, phil. I, Weststrasse 3
Verlag: Rascher & Cie. A.-G., Zürich 1, Rathausquai 20

Dürfen Frauen studieren und ihre Männer teilen?

Darüber wurde in der ZS vor hundert Jahren gestritten.

Anahí Frank

Was böse Zungen über die gegenwärtige Redaktion behaupten mögen, trifft für die ersten beiden ZS-Redaktoren zu: Sie hätten niemals für die «Studentenzeitung» geschrieben, wären sie nicht wiederholt von den grossen Tageszeitungen abgewiesen worden. Die 1919 gegründete «Studentenschaft der Universität» brauchte ein Sprachrohr und suchte dafür Platz auf etablierten Zeitungsseiten. Weil ihr keine Zeitung diesen Seitenplatz gewähren wollte, gründete sie notgedrungen ihr eigenes Organ, den «Zürcher Student» kurz «ZS». Deren unabhängige Version mit geschlechtsneutralem Namen haltet ihr hundert Jahre später in den Händen.

Lange, polemische Texte

Von der Leitung der Studentenschaft erhält der «Zürcher Student» «eine Aufnahme, die im Vergleich zur nüchternen Denkweise dieser Kreise als begeistert bezeichnet werden darf», wie die Redaktoren Hermann Witzthum und Max Schreiber in der ersten Ausgabe bemerken.

Diese Nüchternheit macht sich auch in den Texten bemerkbar – die Autor*innen schreiben über politische Themen, als hätten sie feinstes Teegedeck vor sich, das sie nicht mit zu vehement vorgetragenen Meinungen beschädigen wollten.

Im Januar 1924, ein Jahr nachdem die Männer des Kantons Zürich gegen das Frauenwahlrecht gestimmt haben, schreibt die Jura-Studentin Lilly Zoller im ZS, der Kampf um Gleichberechtigung sei «zugunsten der Frauen entschieden», räumt aber ein, dass «die nähere Ausgestaltung noch nicht abgeschlossen» sei. Gegner*innen des Frauenstudiums beschwichtigt sie damit, dass dieses weder Kochtalent noch äussere Erscheinung in Mitleidenschaft ziehen würde. Nach zwei Antwortartikeln von Männern (der eine fürchtet um die weibliche Unschuld, der andere nervt sich an «Modestudentinnen») erklärt die Redaktion das Thema Frauenstudium für erledigt.

Die Zurückhaltung scheint die Leser*innen jedoch nicht ganz begeistern zu können: 1926 will die Redaktion Schluss machen mit «lamentablen Disputationen über einen Sturm im Wasserglas» und öffnet die Bühne stattdessen längeren und polemischeren Texten. Im Juni verteidigt eine Studentin das Militär und das Privileg eines «heiligen Opfertods», im Juli sehnt sich ein österreichischer Adliger und späteres NSDAP-Mitglied nach einem vereinigten Europa unter einem nationalistischen Führer und im November erhofft sich ein Student den Sozialismus in den (ehemaligen) Kolonien.

Doch keines dieser Manifeste scheint die Gemüter so sehr zum Kochen zu bringen wie ein Artikel unter dem simplen Titel «Polygamie». Darin plädiert die Autorin mit weiblichem Pseudonym für einfachere

Scheidungen, und dafür, dass offen gelebt werde, was versteckt sowieso schon zur Tagesordnung gehöre: Ehemänner sollen zu ihren Affären stehen, Ehefrauen diese akzeptieren und die meist jüngeren Geliebten Vergnügen bieten, ohne Sicherheit zu erwarten. Nötig sei das auch, weil nach dem Krieg die Männer fehlten.

Sie sollen ihre Triebe beherrschen

Diesen Vorschlag wollen die (männlichen) Leser nicht auf sich sitzen lassen. Dutzende Zuschriften gehen ein und werden nach Studienrichtung zitiert: «Der Philosoph» fragt, ob sich die Verfasserin als indische Gattin und somit Ware sehen wolle, «der Mediziner» sorgt sich um die von Eifersucht zerfressenen Frauen und «der Theologe» mahnt zur Triebbeherrschung. Einzig die Juristen fehlten. In einer Anmerkung spekuliert die Redaktion, ob ihr Schweigen Einverständnis bedeuten würde – insbesondere mit der für den Berufsstand einträglichen Scheidung.

Robert Tobler, ein führendes Mitglied der Studentenschaft, ist unzufrieden mit dem «Zürcher Student» der späten 1920er-Jahre. Er beklagt zu viel Interesse für «sittenstürzende Neuerungen» und zu wenig universitätspolitisches Engagement. Über das Verbot der Mensur, der traditionellen Degenkampf beim Eintritt in eine Studentenverbindung, habe die Studentenschaft genauso geschwiegen wie über die Ungleichbehandlung der Frauen. Toblers Kritik klingt ausgesprochen modern, geradezu zeitgenössisch. Schade nur, dass er 1930 zusammen mit dem späteren Redaktor Eduard Fueter die faschistische Bewegung «Neue Front» gründet – und der ZS ihm in dieselbe Richtung folgt. ♦

In sechs Ausgaben erzählen wir 100 Jahre ZS-Geschichte.



Kleines Zeichen, grosse Empörung: Die Debatte um den Genderstern wiegt schwer.

Viel Lärm um den Genderstern

Geschlechtergerechte Sprache spaltet die Gemüter. Manche fordern gar ein Gender-Verbot.

Zora Hebeisen (Text)

Zoë Nogier (Bild)

«Notenabzüge wegen falschem Gendern»: Das will die parlamentarische Initiative von SVP-Nationalrätin Therese Schläpfer verhindern, indem sie ein Verbot des Genderns an den Hochschulen fordert. Zusätzlich warfen im Mai 2022 einzelne Zürcher SVP-Mitglieder des Kantonsrats den Unis vor, sie nötigten ihre Studierenden, «abstruse Formulierung zu gebrauchen», sonst drohe ein Abzug bei der Benotung. Die Junge SVP startete gar die Aktion «Stopp Gender-Gaga an der Uni!». Damit bietet sie juristische Unterstüt-

zung für Studierende, die sich weigern, den «Sprachvorschriften zu folgen», und deshalb eine schlechtere Benotung erreichen würden.

Tatsächlich geben Schweizer Hochschulen in Sprachleitfäden Ansporn, geschlechtergerechte Sprache zu benutzen. Darunter auch die Uni Zürich und die ETH, die ihren Studierenden sprachliche Tipps und Tricks zur Verfügung stellen: Zum Beispiel für die Paarformulierung, also die männliche und die weibliche Form auszuschreiben, oder es wird eine geschlechtsneutrale Alternative angepriesen. Die Uni stellt auch den Genderstern zur Auswahl.

Junge SVP wartet auf Studi-Beschwerden

Aber hochschulische Sprachleitfäden enthalten weder Verbote noch Sanktionsvorschriften. Gemäss der Medienstelle der Uni ist das auch nicht geplant. Egal, ob von «geschlechteradäquater», «geschlechtergerechter» oder «gendergerechter» Sprache die Rede ist: Es bleibt den Dozierenden überlassen, wie sie mit gendergerechter Sprache umgehen wollen. Am Institut für Erziehungswissenschaften werde bei der Verwendung des generischen Maskulinums beispielsweise «eine entsprechende Rückmeldung» gegeben, ohne dass es die Benotung beeinflusse, erklärt die Professorin für Sonderpädagogik

Elisabeth Moser. Und auch wenn bei der Gender-Gaga-Aktion der Jungen SVP «etliche Meldungen» von Studierenden eingehen würden, antwortet die Partei auf Anfrage, ihr sei kein Fall von einem Einfluss auf die Noten bekannt.

Neben den Notenabzügen wird den Hochschulen zusätzlich vorgeworfen, sie bewegten sich auf rechtlich dünnem Eis, wenn sie das Gendern förderten. Tatsächlich gibt es rechtliche Vorgaben betreffend gendergerechter Sprache. Die Uni als kantonale Hochschule muss sich allen voran an die Richtlinien des Regierungsrates halten, die ETH als eidgenössische Hochschule an den Leitfaden der Bundeskanzlei «zum geschlechtergerechten Formulieren in deutschsprachigen Texten des Bundes». Erwähnenswert ist wohl, dass der Bund den Genderstern für unzulässig erklärt, während auf kantonalen Ebene diesbezüglich keine Regeln existieren. Beide sprechen sich jedoch für Paarformulierungen und neutrale Ausdrücke aus und wenden sich explizit vom generischen Maskulinum und Legaldefinitionen ab – also Verweise, welche darauf hinweisen, dass alle Geschlechter mitgemeint sind, auch wenn nur die männliche Form verwendet wird. An diese Vorgaben halten sich Uni und ETH in ihren Leitfäden fraglos. So spricht sich die ETH nirgends für den vom Bund untersagten Genderstern aus.

Auch behördliche Texte sind im Visier

Letzten Sommer reichte die SVP-Gemeinderätin und neugewählte Kantonsrätin Susanne Brunner die Initiative «Tschüss Gender-Stern» ein. Damit will Brunner Sonderzeichen innerhalb einzelner Wörter in behördlichen Texten verbieten. In diesen taucht der Genderstern allerdings erst auf, seit der Stadtrat 2022 ein neues Reglement erlassen hat. Dieses ordnet an, dass geschlechtergemischte Gruppen und Menschen unbekanntes Geschlechts nur mit geschlechtsneutralen Formulierungen bezeichnet werden sollen. Dazu gehöre auch der Genderstern. Da Initiative und Reglement nur die Stadtverwaltung betreffen, hätte eine Annahme der Initiative keinen direkten Einfluss auf das Hochschulleben. Doch die Initiative zeigt, dass manche Kreise den Genderstern nicht nur nicht verwenden, sondern auch verbieten wollen. Bis jetzt sind die Hochschulen nicht betroffen. ◇

Zürcher Verwaltungsgericht hebt Expert*innen aus

Die Richter untersagen schwere Tierversuche an Zebrafinken – obwohl die kantonale Tierversuchskommission das Projekt bewilligt hat.

Jan Isler (Text) und Lucie Reisinger (Illustration)

Die dritte Kammer des Zürcher Verwaltungsgerichts war mit einer gewaltigen Aufgabe konfrontiert. Wie bei Gerichtsprozessen üblich, hatte es über zwei grundsätzlich gegenteilige Anträge zu befinden. Unter den Beschwerdegegner waren die Leiter des Tierversuchsbereichs am Institut für Neuroinformatik der ETH und Uni Zürich. Eine Forschungsgruppe des Instituts nahm an einem Projekt teil, welches die Mechanismen im Gehirn von Singvögeln untersuchen möchte. Dieses wird sogar von staatlicher Stelle der USA finanziert. Hierfür sollten an der Uni und der ETH Zürich hoch invasive Tierversuche an Zebrafinken durchgeführt werden. Dazu gehörten operative Eingriffe mit Implantat am Schädel und die Injektion von fluoreszierenden Flüssigkeiten in das Gehirn der Tiere. Die von den Operationen betroffenen Zebrafinken sollten nach den Versuchen euthanasiert werden. Bei solchen Versuchen braucht es eine Bewilligung. Diese wurde dem Projekt vom Veterinäramt des Kantons Zürich erteilt.

Volksinitiative der 90er-Jahre als Grundlage

Auf der anderen Seite standen die Beschwerdeführer. Sie sahen bei diesem Vorgehen verschiedene Tierschutzgesetze verletzt. Interessant dabei: Die Gegner der Tierversuche sitzen in der kantonalen Tierversuchskommission. Und genau diese war es, die dem Veterinäramt mittels Mehrheitsentscheid die Tierversuche eigentlich zur Bewilligung empfohlen hat. Doch mit der Einführung eines spezialgesetzlichen Beschwerderechts auf der Grundlage einer Volksinitiative in den 90er-Jahren konnten diejenigen Mitglieder, welche gegen die Bewilligung

stimmten, den bewilligten Tierversuch gerichtlich überprüfen lassen.

Ganz geheuer schien es dem Verwaltungsgericht mit der übertragenen Aufgabe jedoch nicht zu sein. Denn vor der rechtlichen Beurteilungen hielt es schon einmal präventiv fest, dass die rechtliche Prüfung der Zulässigkeit von Tierversu-

Das Gericht kann sich über Tierschutz und Ethik hinwegsetzen.

chen aufgrund der hohen Komplexität der Materie und ihrer engen Bezüge zu tier- und wissenschaftsethischen Fragestellungen ungemein anspruchsvoll sei.

Und man kann sich durchaus die Frage stellen, inwieweit die drei Richter der dritten Kammer des Verwaltungsgerichts, welche sich von baurechtlichen Bewilligungen bis hin zur Wasserwirtschaft mit allerlei Thematiken auseinandersetzen, die nötige Expertise zur Beurteilung des vorliegenden Sachverhalts besitzen. Denn sie erhalten damit ein scharfes Schwert in die Hand: Der Mehrheitsentscheid der kantonalen Tierversuchskommission, auf welchen sich das Veterinäramt bei der Zulassung eines Tierversuchs massgeblich stützt, kann durch einen gegenteiligen Schluss des Gerichts übersteuert werden – und sich damit über die Resolution von elf Fachpersonen aus den Bereichen Versuchstierkunde, Tier-

versuche, Ethik und Tierschutz hinwegsetzen. Und so ist es im vorliegenden Fall: Das Gericht hat die Tierversuche an den Zebrafinken als unzulässig erachtet.

Ein Richter sieht es anders

Schlussendlich misst sich ein Tierversuch aber nach dem Tierschutzgesetz und damit nach rechtlichen Kriterien. Diese müssen einer Beurteilung durch ein Gericht offenstehen. Dabei verbleibt jedoch ein Wertungsspielraum bei der Abwägung zwischen dem erwarteten Erkenntnisgewinn und dem Leid, welches dem Tier durch den Tierversuch zugefügt wird. Und nach der abweichenden Auffassung eines Richters und dem Gerichtsschreiber hätte gerade dieser Wertungsspielraum durch die Tierversuchskommission und das Veterinäramt ausgefüllt werden müssen. Denn dem Verwaltungsgericht würden die einschlägigen Fachkenntnisse in diesem Bereich gerade fehlen. ◇



ICH CHAN ES ZÜNDHÖLZLI AZÜNDE

Von Fatima Moumouni und
Laurin Buser

Inszenierung: Suna Gürler
Jetzt im Pfauen!

Schauspielhaus Zürich



Stadt Zürich
Kultur



MIGROS
Kulturprozent



Zürcher
Kantonalbank



Universität
Zürich ^{UZH}

UZH JobHub ²⁰²³

8. bis 17. März 2023

Messe, Workshops, Interviews,
Präsentationen, Live Streams,
Meet & Greet und Networking

A Match
made on
Campus

2023 erneut mit
talentefinder®
Erfolgreiche Vernetzung
zwischen Studierenden
und Unternehmen.

Sichere dir jetzt einen Platz!



Es fehlt an Methodenvielfalt und Interdisziplinarität

Zwei VWL-Studenten antworten auf die Kritik ihres Prodekans Nick Netzer.

Diego Gehrig und Nicolas Bauer

Professor Nick Netzer wollte in seinem NZZ-Gastbeitrag vom 25. Januar mit ein paar «Missverständnissen» aufräumen und die Frage «Wozu Volkswirtschaftslehre?» klären. Dabei bezieht er sich direkt auf einen in der ZS erschienenen Artikel und nennt ihn exemplarisch für eine öffentliche Wahrnehmung der VWL, die veraltet und falsch sei. Dass diese aber aus einer Befragung von Studierenden an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät resultierte (die ZS berichtete), bleibt unerwähnt. Scheinbar müssen auch wir als VWL-Studierende der Uni Zürich mit ein paar «Missverständnissen» aufräumen.

Wir werfen unserem Departement hier ausdrücklich nicht vor, durch Ideologen wie Milton Friedman dominiert zu sein: Neoklassische Ansätze werden heute genutzt, um für SVP- bis SP-nahe Lösungsvorschläge zu argumentieren. Aber: Wir können keine rein empirischen evidenzbasierten Vorschläge an die Politik, Gesellschaft oder Wirtschaft liefern. Und zwar, weil es nicht möglich ist, so trennscharf zwischen Sein und Sollen, zwischen Theorie und Empirie, Forschung und Forschenden zu unterscheiden, wie Netzer in seinem Beitrag suggeriert. Empirische Befunde – und mit ihnen politische Vorschläge – bauen immer auf konzeptionellen und moralischen Vorannahmen, also «Denkschulen», auf.

Die Neoklassik dominiert nach wie vor

Es wäre daher zentral, dass wir unser Studium nicht mit einer einjährigen Einführung in die neoklassischen Nachkriegsmodelle der Mikro- und Makroökonomik beginnen. Wichtiger wäre es aus unserer Sicht als Studierende, eine disziplinäre Einordnung des Fachs und seiner Geschichte sowie einen Überblick der unterschiedlichen theoretischen Strömungen und den darin zur Anwendung kommenden Methoden zu erhalten.

Netzer nennt in seinem Beitrag vier Module und will damit die Pluralität der

Lehre aufzeigen. Eine kleine gezielte Auswahl aus dem Vorlesungsverzeichnis vermag die NZZ-Leser*innen vielleicht zu überzeugen, jedoch nicht die Studierenden. Denn die gelebte Realität in diesen Kursen sieht anders aus. Selbst die von Netzer erwähnte Vorlesung «Ideengeschichte und Wissenschaftstheorie» orientiert sich nach wie vor an den Perioden der «Klassik», «Neoklassik 1» und «Neoklassik 2». Ein breiteres Angebot an Lehrveranstaltungen innerhalb der Fakultät, welches sich nicht nur Themen-pluralistisch, sondern eben auch Theorien- und Methoden-pluralistisch versteht, wäre von zentraler Bedeutung. Dazu braucht es Professor*innen, die mit unterschiedlichen Theorien forschen, diese lehren und

Profs sollen von Differenzen zwischen Denkschulen lernen, statt sie zu verneinen.

aus Differenzen zwischen «Denkschulen» lernen wollen – statt solche zu verneinen.

Die VWL definiert sich «mittlerweile eher über Methoden als über Themen, wobei Mathematik und Statistik eine dominierende Rolle während des Studiums spielen»: So formulierte es unser ehemaliger Departementsleiter Ralph Ossa treffend in der «Finanz und Wirtschaft». Wir lernen heute, eine Vielfalt an Themen mit einer vordefinierten methodischen Brille zu untersuchen und suchen nicht nach geeigneten Mitteln, um ein Problem zu lösen. Die Werkzeuge, die uns Studierenden gegeben werden, sind überwiegend formale Gleichgewichtsmodelle und Methoden der quantitativen Datenanalyse.

Wir verneinen keineswegs die Nützlichkeit dieser Methoden. Es ist jedoch

unbestritten, dass komplexen sozialen Systemen sowie kulturellen Gegebenheiten und Werten mit quantitativen Analysen nicht gebührend Rechnung getragen werden kann. Sollten wir uns also nicht besser aller Werkzeuge bedienen, die sich zur Untersuchung und Lösung wirtschaftlicher Fragestellungen anbieten? Die Arbeit mit qualitativen Methoden ist daher von enormer Bedeutung. Diese werden an der Uni in der VWL aber kaum gelehrt.

Direkter Dialog statt Meinungsartikel

Das Rad müssten wir dazu nicht einmal neu erfinden. In den Geistes- und Sozialwissenschaften werden wirtschaftliche Phänomene seit jeher mit qualitativen Methoden untersucht. Das Problem: Der Zugang zu solchen Lehrveranstaltungen wird uns VWL-Studierenden aktiv verwehrt. Einerseits sind die angebotenen ausserfakultären Nebenfächer in ihrer Anzahl und ihrem Umfang eher spärlich. Andererseits werden Vorlesungen anderer Fakultäten, in denen mittels qualitativer Methoden wirtschaftliche Fragestellungen untersucht werden, nicht in den Modulkatalog aufgenommen. Die Soziologievorlesungen «Wirtschaft und Gesellschaft» oder das Modul «Vertiefung Wirtschaftsgeographie» würden «zu wenig VWL» beinhalten – so die Begründung des Departements. Ob dies zu Netzers postulierter Interdisziplinarität passt, darf man bezweifeln.

Wozu also VWL? Worüber soll sich das Fach definieren und was soll es leisten? Wir meinen: Definition über das Kerngeschäft statt über die eigenen spezifischen Methoden. Geht es um die Zukunft und Wahrnehmung der Volkswirtschaftslehre, scheint uns ein direkter Dialog mit den Studierenden passender als ein Meinungsartikel in der NZZ. ◇

Diego Gehrig und Nicolas Bauer studieren VWL an der Universität Zürich und gehören dem Studierendenverein Plurale Ökonomik Zürich an.



Faltkünste – Die Zubereitung von Gyoza ist sehr aufwändig und erfordert Geduld. Das sorgfältige Falten der japanischen Teigtaschen regt zu höchster Präzision an: Jedes Täschchen will schön verschlossen und mit ausreichend Füllung versehen werden. Da hilft es, wenn die kleinen Teigfladen bequem eingekauft werden können. Für ein paar Franken gibt's davon gleich 30 pro Packung im New Asia Market an der Zürcher Feldstrasse. Im Supermarkt kann man auch durch Regale voller Instant Noodles flanieren, riesige Pilzpackungen und Softgetränke kaufen, die man sonst nirgendwo findet – und man erhält die besten Frühlingszwiebeln der Welt. [mac]

Gyoza

Für die Füllung **300g Weisskohl** in feine Streifen schneiden, mit **1 TL Salz** vermischen und nach **10 Minuten** die Flüssigkeit ausdrücken. Dann eine gehackte Frühlingszwiebel mit **1 TL geriebenem Ingwer** in **Erdnussöl** anbraten und **100g klein geschnittene Shiitake-Pilze** sowie **150g frittierten Tofu** dazugeben. Nach **1 Minute** mit **Salz, Pfeffer** und **1 TL Zucker** abschmecken und mit **2 EL Sojasauce** und **1 EL Reiswein** ablöschen. **½ Minute** auf hoher Hitze garen. Von der Hitze nehmen und **2 TL Sesamöl** sowie den **Kohl** dazugeben, gut vermischen und auskühlen lassen. **30 Gyoza-Teigblätter** befüllen, zu kleinen Teigtaschen formen und bei niedriger Hitze goldbraun anbraten. Schliesslich wenig Wasser dazugeben, Deckel aufsetzen und für **4-5 Minuten** dämpfen, bis das Wasser aufgesogen ist. Ohne Deckel für **1 Minute** knusprig braten. [svn]

Zürcher Studierendenzeitung

101. Jahrgang
Ausgabe 1/23
www.zsonline.ch

Verlag

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung

Jan Bolliger
jan.bolliger@medienverein.ch

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Inserateschluss 2/23: 10.03.2023

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

28'164 (WEMF 2022), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Narisara Behrends, Anahí Frank, Lukas Heinser [hel], Carlo Mariani [mac], Jon Maurer [maj], Lucie Reisinger, Lea Schubarth [lea], Leah Süss, Kai Vogt

Mitarbeit

Saskia Aeschbach, Nicolas Bauer, Ella Eloquentia, Diego Gehrig, Zora Hebeisen, Serafin Jacobs [jac], Sven Kury [svn], Anna Meier, Sepinud Poorghadiri, Linn Stählin, Roxane Steiger [rst]

Bilder und Illustrationen

Sumanie Gächter, Noah Liechti, Zoë Nogier, Alain Schwerzmann
Cover und Aufschlag: Lucie Reisinger

Lektorat

Martin Beran

Produktionsong #1/23

Drake – Hotline Bling





Heinser

Musikalisches Perlenarchiv

Gesammelt — Eine ukrainische Militärband, die das Pulp-Fiction-Lied «Misirlou» von Dick Dale rockt. Ein Hund, der sich einem Strassen-Saxophonisten anschliesst und mitheult. Ein Auftritt der linkshändigen Bluesgitarristin Elizabeth Cotten, die erst mit über 60 Jahren berühmt wurde. Oder ein Mann mittleren Alters, der virtuos auf einer Zündholzschachtel trommelt. All das gibt es auf dem Instagram-Channel «Dusttodigital» zu entdecken.

«Dusttodigital» auf Instagram



Schubarth

Helfer in der Not

Wiedersehen — Nächste Station: Zürich Hauptbahnhof. Ganz ungewohnt, der altbekannte Betontempel. Vollbeladen steige ich aus und ächze unter der Last. Schön, wieder in der eigenen Stadt zu sein. Zeitweise habe ich mich in eine andere verliebt. Reisemuffel wie ich können sowas fast nicht glauben. Reisemuffel können auch nicht effizient packen. Ich hieve mein unnötig schweres Gepäck also stöhnend die Treppe hinauf.

Packesel – dringend nötig



Süß

Frühlingsstimmen

Winterloch — Pomme, Pépité, Jacques, Voyou, Requin Chagrin. Ich bin weder auf der App Duolingo noch in einem hippen Weinladen. Stattdessen sitze ich mit ihnen an grauen Tagen zuhause und lasse mich in sonnige Weinberge, romantisch-raue Strassen oder die blühenden Parkanlagen von Paris transportieren. Dazu passen ein paar Gläser Rosé und frisches Baguette mit Oliventapenade. Ça fait toute la différence, j'te jure.

Zum Beispiel «Fréquence Alt» auf Spotify



Behrends

Ein Vorsatz ist die halbe Miete

Ooohm — Ich nehme mir viele Dinge vor, und am Ende des Semesters, tja, habe ich fünf Stunden am Tag mit einer Freundin telefoniert, mein Zimmer dreimal umdekoriert und mich wirklich um alles Mögliche gekümmert. Nur habe ich nicht genug auf meine eigenen Vorhaben geachtet. Nein, darauf falle ich dieses Mal bestimmt nicht rein. To-do-Listen, tägliche Affirmationen und vor allem: neuer Mut! Ich bin bereit, neues Semester! Komme, was wolle!

To-do-Listen – seitenfüllend



Maurer

Qualität

Dark Wave — Es gibt drei Sorten von Tracks. Die kurzen, scharfen treffen dich im Ausgang: Beschwipst glaubst du an den Geniestreich. Doch schon am nächsten Tag sind die Lieder verglüht. Andere schleichen sich nett und mittelmässig in deine Playlist: Ladenhüter. Und schliesslich eine dritte Art: Sie klingen erst hart und fremd. Aber je länger du den rauhen Klängen lauschst, desto tiefer sinken sie ins Herz. Lieder der letzten Sorte spielt das Duo «Lebanon Hanover».

Streambar – wo du willst



Reisinger

So en chääs!

Herzensangelegenheit — «Wie wollen Sie ein Volk regieren, das mehr als 246 Käsesorten besitzt?» fragte einst Charles de Gaulle. Tatsächlich wehrten sich die französischen Käse-Aktivist*innen gegen eine Lockerung der Vorgaben zur Camembert-Produktion. Sogar vom Camembert-Krieg war die Rede. Der einzig wahre «Camembert de Normandie (AOC)» wird aus reiner Rohmilch hergestellt. Nichtsdestotrotz gilt der Weichkäse als die meistkopierte Käsesorte der Welt.

Camembert Fermier (nicht AOC) – Coop



Frank

Fancy Vogelfutter

Selbstkontrolle — Ich bin 17 und zum Apéro bei den Eltern einer Freundin eingeladen. Zu den gurkengarnierten G&Ts werden Knabbereien in Schälchen gereicht: goldgelbe Kügelchen, die beim Hineinbeissen leise knacken und den Geschmack von Salz und Umami hinterlassen. Nach dem ersten Biss bin ich neugierig, nach dem zweiten angetan und nach dem dritten zähle ich die Sekunden, bis ich wieder wohlherzogen in das Schüsselchen greifen darf.

Gerösteter Mais – türkische Supermärkte



Mariani

Auf Reisen

Radio — Ich erstelle nicht gerne Playlists, das ist mir zu viel Arbeit. Deshalb ist Radio für mich eine gute Option, wenn da nicht immer die Verkehrsmeldungen vom Gotthard und die besten Skifahrer*innen verkündet würden. Da schafft eine Website Abhilfe, wo eine toll kuratierte Musikauswahl nach Ländern, Zeit und Modus (Slow, Fast, Weird) gefiltert werden kann. So finde ich mich regelmässig etwa in den Sechzigern im Tschad oder in den Neunzigern in Island wieder.

Radiooooo.com



Vogt

Digital Love

Sicherer Wert — Digitale Geräte nerven mich besonders dann, wenn ich darauf angewiesen bin, sie aber nicht richtig funktionieren. Das ist zum Beispiel bei jedem Drucker der Fall, den ich verwende. Eine einzige Maschine hat mich aber noch nie enttäuscht. Unaufdringlich steht sie da und wartet stoisch auf meine Karte. Und wenn ich sie reinschiebe, brauche ich nur einen einzigen Knopf zu drücken. Dann einige lustige Geräusche und zack, schon bin ich bereit fürs nächste Semester.

UZH-Validiermaschine

The image features a dark blue background with two black silhouettes of people. The upper silhouette shows a person's head and shoulders in profile, holding a smartphone. The lower silhouette shows a person's head and hand, with the hand pointing towards the right. The text 'Haben wir es noch in der Hand?' is positioned in the center-right area of the image.

**Haben wir es noch
in der Hand?**





Handy am Steuer war noch nicht verpönt: Das erste «Nationale Autotelefon» erschien 1978 und wog 15 Kilogramm.

«Freuden und Leiden des Natelalltags»

Anfangs war es ein Luxussymbol. Heute ist es das Letzte, was wir alle anschauen, bevor wir schlafen gehen. Die Geschichte des Handys.

Lucie Reisinger

«In wenigen Jahren sollen die meisten von uns Taschentelefone mit sich tragen», prognostizierte das Schweizer Fernsehen 1990 die Mobilkommunikation. «Jeder Mann, jede Frau hat eine ganz persönliche Telefonnummer. Sie ist vergleichbar mit der AHV-Nummer und gilt während des ganzen Lebens. Was wird diese totale Kommunikation für unser Leben bedeuten?» Nachfolgend wird eine arrangierte Szene in einem Zürcher Restaurant kommentiert: «Ein Esslokal voll telefonierender Mitmenschen. Am Mittagstisch die gestresste Fortsetzung der Morgengeschäfte. Für das persönliche Gespräch

unter Kollegen bleibt kaum Zeit.» Was damals noch Fiktion war, ist heute normal. Ob im Tram, an der Uni oder zuhause im Bett: Smartphones sind im Alltag omnipräsent. Doch damit es so weit kommen konnte, musste einiges passieren.

In der Schweiz begann alles 1978: Die Swisscom-Vorgängerin Post-, Telefon und Telegrafienbetriebe (PTT) präsentierte damals das erste «Nationale Autotelefon» kurz Natel. Die Abkürzung, mit der ursprünglich die Mobilfunk-Angebote vermarktet wurden, setzte sich in der ganzen Schweiz als Bezeichnung für Mobiltelefone durch. Im April 1978 wurde das erste

von fünf Teilnetzen für den Grossbereich Zürich in Betrieb genommen und bis 1980 zum ersten gesamtschweizerischen Mobiltelefonsystem ausgebaut. Das damalige Natel wog stolze 15 Kilogramm und war entweder direkt im Kofferraum des Autos eingebaut oder befand sich als tragbare Variante in einem Koffer.

Hinzu kamen der hohe Kaufpreis von circa 9000 Franken, was heutigen 20'000 Franken entspricht, und die begrenzte Gesprächszeit von nur drei Minuten, welche die Autotelefone schnell zu einem Prestigeobjekt und Statussymbol werden liessen. Man spottete über

Autofahrer*innen, die sich eine Telefonatrasse im Auto installiert hatten, nur um zu imponieren und kritisierte diejenigen, die ein Autotelefon beruflich gar nicht dringend nötig hatten.

Aus mangelnder Kapazität und Überlastung musste das Natel-Netz stetig erweitert werden. Mit dem Ausbau des Natel-C-Netzes 1986 wuchs aber auch die Kritik am neuen Medium: «Ich befürworte die moderne Technologie, aber nicht um jeden Preis. Das Natel C ist ein Spielzeug, es entspricht nicht einem wirklichen Bedürfnis», äusserte Hans Weiss vom Schweizerischen Landschaftsschutz und kritisierte den Antennenbau. Hinzu kamen Ängste vor der Strahlung: «Handys haben ein grosses Handycap: Sie strahlen. Wissenschaftler befürchten Gesundheitsrisiken für die Handybenutzer», berichtete der Kassensturz 1997.

«Mobiltelefonie ist eine Komfortsache»

Nichtsdestotrotz nahm die Zahl der Abos zu. Von 52'000 Nutzer*innen 1989 auf 500'000 im Jahr 1996. Denn das digitale Natel D, das 1993 eingeführt wurde, ermöglichte tiefere Preise, sodass sich die mobilen Telefone im Alltag noch schneller durchsetzten. Und 1990 wurde das Natel auch definitiv tragbar und immer kleiner. Während die anfängliche Werbung der PTT noch auf Geschäftsleute und Führungskräfte abzielte, wurden nun Freizeitsportler*innen, Hobbygärtner*innen und «alle, denen Mobilität, Freiheit und Sicherheit viel Wert sind» angesprochen.

Als das Mobiltelefon auf den Markt kam, war eine Anschaffung im eigenen Umfeld legitimierungsbedürftig. Der soziale Druck, über ein Gerät allorts erreichbar sein zu müssen, führte aber zu einer immer stärkeren Verbreitung des Handys. Es wurde in den Alltag integriert und eroberte den öffentlichen Raum. Weil viele sich etwa über die öffentlich geführten Gespräche über «Banalitäten» empörten, wurden bereits erste Handy-Knigges in Zeitungen veröffentlicht. So empfahl zum Beispiel die PTT-Zeitschrift unter dem Titel «Freuden und Leiden des Natelalltags» ihren Kund*innen bestimmte Umgangsformen.

Entgegen dem sonst üblichen Optimismus in der Technologiebranche prognostizierte die PTT im Jahr 1985, dass um die Jahrtausendwende lediglich

235'000 Mobiltelefone in Gebrauch sein würden. «Mobiltelefonie ist prinzipiell nicht so wichtig – ist eine Komfortsache», so eine Meinung aus einer Expertenbefragung der PTT. Um das Jahr 2000 waren schliesslich mehr als viereinhalb Millionen Handys im Umlauf. Das zu Beginn unvorstellbare mobile Telefonieren wurde allgegenwärtig. «Mein Handy und ich, wir zwei sind unzertrennlich. Selbst im Büro und auch auf dem Klo, ich lass es nie zuhause, ohne Handy gehe ich niemals aus», lautet der Text eines Liedes von damals.

Seit 1995 konnten auch SMS verschickt werden: Geschriebenes wurde damit unabhängig von Zeit und Raum. Neue Kommunikationsmedien und Kommunikationstechniken veränderten seit der Erfindung der Dampflokomotive räumliche Bezüge weiter. Wahrnehmung und Konzeption von An- und Abwesenheit, Hier und Dort, Nähe und Ferne vermischen sich zunehmend.

So bezeichnete das Handy eine erneute Überwindung des Raums. Das Mobiltelefon hat jedoch auch die Natur des «Zwischenraums» verändert: Mit dem Handy lässt sich Zeit überbrücken und das Warten wird angenehmer. Doch gleichzeitig ist es mitverantwortlich dafür, dass Treffen in letzter Minute abgesagt und Verspätungen angekündigt werden können. Später wurde das Handy auch als «Zeitfresser» bezeichnet.

«We've designed something wonderful for your hand» – so präsentierte Steve Jobs 2007 das iPhone 2G. Tatsächlich wurde das Handy noch handlicher, was zu seiner massenhaften Verbreitung beitrug.

Nicht vergleichbar mit dem Walkman

Der technologische Wandel wird seit jeher sowohl von euphorischen als auch von pessimistischen Sichtweisen begleitet. Aussagen wie «Man hatte schon damals Angst davor, dass die Geschwindigkeit der Eisenbahn schädlich ist für den Menschen» fallen immer wieder. Sie sind auch nicht gänzlich falsch, doch lassen sie beträchtliche Unterschiede zwischen den jeweiligen Medien und insbesondere den Ausmass an gesellschaftlichen Folgen des Mobiltelefons ausser acht. Und ohne Kulturpessimismus kann festgehalten werden: Das Smartphone ist nicht nur ein Kommunikationsmedium, sondern ein Multiunterhaltungs- und Informationsgerät. Durch das Handy überlagern sich

früher zeitlich oder räumlich getrennte Aktivitäten. «Mit dem Walkman hörte man damals auch schon zwischendurch Musik und schottete sich vom sozialen Umfeld ab.» Doch das Smartphone entzieht uns heute nicht nur unsere Aufmerksamkeit. Es ist auch wichtig geworden, mithilfe des Handys Aufmerksamkeit zu erhalten.

Folgen für die Gesellschaft zu kurz gedacht

Das Handy verkörpert die Idee eines Mobil-Seins in allen erdenklichen Situationen. Wir projizieren unsere Gefühle und Erinnerungen hinein. Betrachtet man die Geschichte von tragbaren Medien, so wurden sie zunehmend individuell, personalisiert und cyborgartig. Im Unterschied zu Fernsehen und Walkman ist der Besitz eines Smartphones aufgrund seiner Vernetzungsfunktion fast schon zu einer sozialen Norm geworden.

Es scheint also, als würden immer mehr Menschen in die Abhängigkeit von Maschinen geraten und der Digitalisierung hilflos zusehen. Doch solcher Technikdeterminismus scheint zu kurz gegriffen. Wie eine neue Technik angenommen wird, ist nicht nur von technikinternen Faktoren bestimmt, sondern auch durch deren Nutzung und Wertzuschreibungen in der Gesellschaft. Darüber hinaus entstehen technische Innovationen erst, nachdem sie durch kulturelle Visionen und Wünsche angeregt wurden.

Umgekehrt entstehen durch die Technik aber auch neue Nutzungsmöglichkeiten. Der Lauf der technischen Dinge ist folglich als Aushandlungsprozess zu verstehen. Das Handy ist sowohl ein technisches als auch ein kulturelles Objekt. Vergleiche mit vergangenen technischen Errungenschaften und deren Folgen für die Gesellschaft sind oft zu kurz gedacht. Die Wirkung des Smartphones wird damit verharmlost und der Gesellschaft wird die Verantwortung darüber abgesprochen.

Das Schweizer Fernsehen warnte schon 1990: «Der Traum von der totalen Kommunikation pervertiert zum Albtraum. Fazit: Wir müssen lernen, die totale Kommunikation zu beherrschen. Andernfalls wird sie in Zukunft uns beherrschen». Und Flemming Örneholm, Zuständiger für die Mobiltelefone bei Ericsson meinte: «Das Gerät hat auch einen Knopf, mit dem man es ausschalten kann. Das gehört auch zur Freiheit». ◇

«Wir sollten für soziale Medien bezahlen»

Der Psychologe Christian Montag kritisiert das Geschäftsmodell der grossen Tech-Konzerne und erklärt, weshalb wir so lange online sind.

Jon Maurer

Herr Montag, sind Sie oft am Handy?

Manchmal ein bis zwei Stunden pro Tag, manchmal deutlich mehr. Mittlerweile wissen wir durch viele Studien, dass die Bildschirmzeit-Debatte nicht richtig taugt, um das Wohlbefinden der Menschen im digitalen Bereich vorherzusagen. Es kommt vielmehr darauf an, was wir online tun, wie wir interagieren und in welchem Kontext.

Weshalb verweilen wir länger am Handy, als wir eigentlich wollen?

Die Tech-Industrie hat ein Interesse daran, dass wir möglichst viel Zeit auf ihren Apps verbringen. Deshalb haben die Entwickler*innen bewusst Elemente eingebaut, die uns fesseln. Zum Beispiel den Like-Button oder das Endless Scrolling, also dass die Feeds von Instagram und Co. endlos lang sind.

Können Sie die Funktion des Like-Buttons erklären?

Er wurde von Facebook im Jahr 2009 eingeführt und erfüllt zwei Funktionen: Zum einen sagt er dem Konzern, was wir gut finden, sodass jeder Feed personalisiert werden kann und die Marketingindustrie unsere Vorlieben kennenlernt. Alles, was in meinem Feed auftaucht, soll für mich interessant sein. Zum anderen ist der Like-Button ein sozialer Verstärker: Er triggert das Belohnungssystem und trainiert den Habitus, immer wieder zu posten.

Wie machen die Social-Media-Konzerne unsere Nutzung zu Geld?

Die Wirtschaftswissenschaftlerin Shoshana Zuboff spricht von «surveillance capitalism», Überwachungskapitalismus. Social-Media-Nutzer*innen bezahlen den Zugang zur Plattform nicht mit Geld, sondern mit Daten. Daher das Ziel, die Onlinezeiten zu verlängern: Wer länger

scrollt, hinterlässt mehr Daten. Diese erlauben es, Persönlichkeitsmerkmale der Nutzer*innen abzuschätzen: Gold in den Augen der Werbeindustrie! Für die Möglichkeit, die Onlinenutzenden gezielt zu bewerben, muss die Werbeindustrie bezahlen. Eines gilt es aber zu präzisieren: Die Daten selbst werden nicht verkauft.

Wie gut kennen uns Meta und Co. schon?

Genau wie die unabhängige Akademie betreibt auch Meta Forschung. Und gegenüber Akademiker*innen haben die Forschenden von Meta einen Riesenvor-

«Tools zur Kontrolle der Bildschirmzeit sind reines Marketing.»

teil: Der Konzern hat das grösste Biotop an Menschen, das je vermessen wurde – circa drei Milliarden. Auf Apps von Meta wird getrackt, was sie schreiben, wo sie am längsten drüber scrollen, wo sie hängen bleiben. Ihre Bilder werden ausgewertet: Welche Emotionen zeigen sie darauf? Wie oft lachen sie? Wie bunt sind ihre Bilder? Aus all diesen Daten zieht man Rückschlüsse auf die Persönlichkeitsstruktur und weitere Variablen der Nutzer*innen.

Zum Beispiel?

Einfacher zu bestimmen sind laut Studien möglicherweise Eigenschaften mit zwei Kategorien: zum Beispiel das Geschlecht, solange man nur die Werte «männlich» und «weiblich» untersucht. Genauso die Unterscheidung zwischen «heterosexuell» und «homosexuell», respektive die Unter-

scheidung zwischen «demokratisch» und «republikanisch» in den USA.

Schwieriger zu vermessen sind metrische Eigenschaften, zum Beispiel die Extraversion: Nutzer*innen auf einer Skala von «introvertiert» bis «extrovertiert» genau zu verorten, bleibt eine Herausforderung. Dabei gilt für alle Persönlichkeitsdimensionen, dass die Schätzung für größere Gruppen ganz gut klappt, nicht aber auf Individualebene. Doch es wird auch bei den Schätzungen metrischer Eigenschaften Fortschritte geben.

Wie würde sich meine Extraversion auf die Werbung auswirken, die ich erhalte?

Ich nenne in meinem Buch eine Studie der Wissenschaftlerin Sandra Matz, die den Effekt von personalisierter Werbung untersuchen wollte. Unter anderem liess sie einer Gruppe von Personen, die aufgrund ihres digitalen Fussabdrucks als introvertiert eingeschätzt wurden, eine Werbebotschaft mit dem Titel «Beauty doesn't shout» zukommen. Die Personen, die als extrovertiert eingeschätzt wurden, bekamen ein Video mit tanzenden Menschen zu sehen. Die Werbung bediente also die Introversion respektive die Extraversion der Proband*innen. Im Vergleich zu nicht-personalisierter Werbung zeigte sich eine Erhöhung der Klickzahl von bis zu 40 Prozent. Und die Kaufrate stieg um bis zu 50 Prozent. Die Zahlen untermauern das Potenzial des «Psychological Targeting».

Was sind Ihrer Ansicht nach die grössten Gefahren des Überwachungskapitalismus?

Ich sehe mindestens drei Gefahren: erstens die langen Onlinezeiten, die im Extremfall zu einer Onlinesucht führen können. Auch wenn der Suchtbegriff in diesem Kontext noch nicht offiziell anerkannt ist, gibt es Nutzer*innen von Social Media, die ein suchttähnliches Nutzungs-

verhalten entwickeln. Zweitens die Manipulationsmöglichkeiten der Konzerne: Wie der Cambridge-Analytica-Skandal zeigte, kann nicht nur das Konsumverhalten, sondern auch das Wahlverhalten beeinflusst werden. Das stellt eine Gefahr für die Demokratie dar. Und eine dritte Bedrohung, die ich immer wieder betonen muss, ist natürlich der komplette Verlust unserer Privatsphäre.

Befürworten nicht auch Tech-Konzerne einen verantwortungsvollen Umgang? Auf Instagram kann man seine Bildschirmzeit einsehen und eine Zeitlimite festlegen.

Diese Features sind meiner Ansicht nach reines Marketing. Die Konzerne sind keine Wohltäter! Hätte die Kontrolle der Bildschirmzeit durch die Nutzer*innen einen negativen Effekt auf das Daten-geschäftsmodell, würde das Feature bei Meta wohl schnell wieder entfernt. So zumindest meine These. Für mich ist das Ganze voller Ironie: Haben nicht dieselben Konzerne jahrelange Forschung betrieben, um Apps zu kreieren, von denen niemand die Finger lassen kann?

Die Konzerne machen das Individuum verantwortlich.

Genau. Die Tools zur Kontrolle der Bildschirmzeit kreieren ein Narrativ des «Victim Blaming». Wir kennen das von der Alkohol- und Nikotinindustrie: Schuld sind immer die Konsument*innen. Dem muss man entgegentreten. Zwar glaube ich an die Veränderungskraft des*der Einzelnen. Trotzdem gilt für mich: Nicht das Individuum muss sich wesentlich ändern, sondern die Techindustrie!

Gibt es denn Alternativen zum Datengeschäftsmodell?

Es bedarf eines kompletten Umdenkens, wie diese Plattformen aussehen sollten. Mein Vorschlag wäre folgender: Wir sollten für die Nutzung der sozialen Medien mit Geld bezahlen. Im Gegenzug müssten die Hersteller sich an gewisse Bedingungen halten. Zum Beispiel dürften sie nur noch Daten erheben, die für den Betrieb der Plattformen notwendig wären, und den Zugang keinem Werbeunternehmen mehr gewähren. Die Daten wären Eigentum der Nutzer*innen. Des Weiteren sollte das Design der Plattformen nicht auf eine maximale Onlinezeit abzielen. So könnte man eine problematische



Psychoinformatik ist sein Fachgebiet: Christian Montag.

Nutzung von Social Media im Sinne einer Sucht vermeiden.

Eine starke Regulation. Dann könnte man soziale Netzwerke ja direkt dem Staat übergeben.

Ich bin zumindest dafür, darüber nach-zudenken, ob soziale Medien nicht eigent-lich ein öffentliches Gut darstellen. Das Ganze könnte zum Beispiel über einen Rundfunkbeitrag finanziert werden. Trotzdem verstehe ich die Bedenken, die manche haben, ein Werkzeug wie die sozia-len Netzwerke in Staatshände zu geben. Vielleicht gibt es auch eine Lösung zwi-schen den Extremen. In jedem Fall brau-chen wir soziale Netzwerke, die nicht nach Gewinn streben und dies vor allem nicht mit dem Datengeschäftsmodell tun.

Wieso haben die Konzerne kein Interesse an einem Bezahlmodell?

Das naheliegendste Argument dagegen ist, dass sie weniger verdienen würden. Das Potenzial der gesammelten Daten ist unermesslich. Wer weiss schon, was man in Zukunft daran verdienen kann? Die Shareholder von Meta investieren in die Zukunft. Meta zielt nicht auf eine Konstanz der Einnahmen ab, sondern auf die grossen Möglichkeiten von morgen. Wie sehr man den Konzernen freie Hand lässt, entscheiden wir jedoch schon heute. ◇

Christian Montag ist Professor für Molekulare Psychologie an der Universität Ulm. Seine Forschungsinteressen umfassen unter anderem die Molekulargenetik von Persönlichkeit und den Einfluss von Internet, Mobiltelefonen und Computerspielen auf die Psyche.



*Selbst in den Pärchen-Ferien ist es immer dabei: Psycholog*innen raten Studierenden, ihr Handy öfter wegzulegen.*

Wie viel Handy ist zu viel?

Studierende sind überproportional von problematischem Smartphonekonsum betroffen. Wie wir Warnsignale erkennen und Alternativen finden können.

Leah Süss (Text) und Lucie Reisinger (Bild)

Als die Studentin Zoë* vor dem Interview ihre Bildschirmzeit betrachtet, erschrickt sie: Letzte Woche verbrachte sie über zehn Stunden auf Youtube. Sie entscheidet, vor dem Einschlafen ein paar Minuten in sich zu gehen und den Tag zu reflektieren, anstatt sich Kurzvideos reinzuziehen. «Damit lenke ich mich nur von meinen Gefühlen ab», denkt sie. Doch das Vorhaben ist schwieriger als gedacht: «Ich habe es gerade mal zwei Tage lang geschafft, dann

war die Verlockung von Youtube wieder zu gross», sagt sie.

Smartphones sind heute Normalität und unverzichtbare Stützen im Alltag. Doch wenn der Handykonsum ausser Kontrolle gerät, kann es zu folgenschweren Leistungsabfällen bei der Ausbildung oder Arbeit kommen. Auch soziale Beziehungen leiden oft darunter. In der Psychologie spricht man von «problematischer Smartphone-Nutzung», «Internetsucht»

oder «Handysucht». Laut Studien begünstigt sie Depressionen, Angstzustände, Stress und Schlafstörungen und kann Nackenhaltung, Augen und Handfunktionen beeinträchtigen.

Im Durchschnitt checken wir 88 Mal pro Tag unser Handy. Gemäss den Daten der Schweizerischen Gesundheitsbefragung 2017 sind rund 4 Prozent der hiesigen Bevölkerung ab 15 Jahren, also rund 270'000 Menschen, von einer prob-

lematischen Internetnutzung betroffen. Junge Menschen bis 24 Jahre sind mit gut 11 Prozent die Tabellenführenden. Frauen werden dabei in der Regel mehr von sozialen Medien und Messenger-Apps eingenommen, während sich Männer vermehrt Games, Glücksspielen oder Pornos zuwenden.

Diese Zahlen haben sich laut der Medienpsychologin Isabel Willemse bis heute nicht stark verändert. Sie erklärt: «Für eine Suchtdiagnose ist die Dauer des Handykonsums nicht entscheidend.» Viel eher gelte es zu schauen, ob es zu negativen Konsequenzen komme. Neben ihrer Forschung zur Onlinesucht betreut Willemse Studierende bei der Beratungsstelle der Fachhochschule.

«Das Erste bei Stress ist der Griff zum Handy», so die Expertin. «Daher sind gute Stressbewältigungsmechanismen zentral.» Gerade im Studium, wo anstrengende Phasen vorprogrammiert seien, würden diese Strategien helfen, übermässigem Handykonsum zu widerstehen. Daneben schützten eine gute Impulskontrolle, stabile psychische Gesundheit sowie ein unterstützendes soziales Umfeld. Damit es zur Handysucht komme, brauche es immer mehrere Komponenten.

Laut Willemse befinden sich wohl bis zu 20 Prozent der Studierenden auf einem Spektrum des problematischen Handykonsums. «Viele kriegen es noch hin, denn sie haben es bis zum Studium geschafft und daher gelernt, mit Druck umzugehen.» Aber wenn dann etwas «on top» komme, etwa eine Trennung, könne der Konsum in Sucht umkippen. Hier lohne es sich, Vertraute oder einer Beratungsstelle aufzusuchen.

Altes Nokia während Prüfungsphasen

Die grosse Herausforderung bei problematischem Handykonsum sei, mit dem Craving – also dem heftigen Verlangen – umzugehen, meint die Psychologin weiter. Mit ihren Klient*innen entwickelt sie jeweils individuelle Massnahmen, die für die Personen stimmig und umsetzbar sind. Eine Studentin habe etwa ihr Smartphone während Prüfungsphasen in eine Schublade gesperrt und nur noch ein altes Nokia benutzt. Ein anderer Student habe sich entschieden, ausschliesslich Bibliothekscomputer zu nutzen, um Versuchungen zu minimieren. Generell betont Willemse jedoch: «Eine volle Abs-

tenniz ist bei Onlinesucht nicht sinnvoll.» Denn wir alle seien heute auf die digitale Technologie angewiesen und profitierten auch in vielerlei Hinsicht davon.

Zoë fällt es in der Prüfungsphase jeweils leichter, ihren Handykonsum einzuschränken. Während der Semesterferien kann es jedoch ins Gegenteil kippen. «Einmal habe ich mein Zimmer für Tage abgedunkelt und war nur auf Youtube», berichtet sie. Dies, um sich von der Lernphase zu «erholen». Ein anderes Mal sei ihr das Handy ins Gesicht gefallen. «Da wusste ich, jetzt ist es zu viel», erzählt sie und lacht verlegen. Doch solange ihre sozialen Beziehungen, ihre Körperhygiene,

«Ich bin immer übermüdet und kann mich nicht abgrenzen.»

Studentin Daria* hält ihren eigenen Handykonsum für problematisch.

die Arbeit und das Studium nicht darunter litten, habe sie noch ein Gefühl von Kontrolle. Unter Zoës Freund*innen sage man derweil oft als Witz, dass «alle handysüchtig» seien. Aber niemand würde das Thema vertiefen. Einmal sei eine Kollegin bei einer Verabredung die ganze Zeit am Smartphone gewesen. Zoë habe sich unwohl gefühlt, aber nichts gesagt. «Es fühlt sich falsch an, eine Person auf ihren Handykonsum anzusprechen. Als würde man sie erziehen wollen.»

Die Psychologin Eva Unternährer empfiehlt hingegen, das eigene Onlineverhalten im Freund*innenkreis offen zu thematisieren. Dies helfe, problematische Tendenzen bei sich selbst und bei anderen zu bemerken. Sie erforscht in der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Forschungsabteilung der Universität Basel, wie sich die Handynutzung von Eltern auf die emotionale Entwicklung von Kindern auswirkt. Sie bestätigt, dass sogenanntes «Phubbing» – also die Bevorzugung des Smartphones in der Präsenz von anderen – für Kinder irritierend sei und schlimmstenfalls zu Verhaltensschwierigkeiten führen könne. Auch Studierende sollten

sich abgewöhnen, vor Freund*innen am Handy zu sein. Stattdessen empfiehlt Unternährer einen bewussten Handykonsum. Statt sich auf Apps treiben zu lassen, solle man aktiv Inhalte zu bestimmten Themen suchen. So entkomme man dem endlosen «Doomscrolling».

Wie Zoë kennt auch Daria* die Verlockung, abends auf Instagram «vor sich hin zu scrollen». Twitter und Nachrichten-Apps nutze sie bewusster, um an Informationen zu gelangen. Daneben geben ihr Dating-Apps einen Ausgleich, um sich ab und zu einen «Selbstbewusstseins-Kick» zu holen. Besonders wenn etwas auf der Welt passiert, das sie für ihre aktivistische Arbeit verfolgen müsse, nimmt ihr Handykonsum ein «fragwürdiges» Ausmass an. Ihre Bildschirmzeit trackt Daria aber nicht, und sie hat aufgegeben, diese einschränken zu wollen. «Ich bin immer übermüdet und kann mich nicht abgrenzen. Aber ich habe es akzeptiert.»

Zwischen Gegentrend und Omnipräsenz

Die Gründe für erhöhten Handykonsum sind vielfältig. Weder mache es Sinn, eine ganze Gesellschaft zu pathologisieren noch gebe es genügend Forschung zu den Auswirkungen, sind sich die beiden Psychologinnen Willemse und Unternährer einig. Ob der überproportional problematische Handykonsum bei jungen Menschen mit der Kohorte oder dem Alter zu tun habe, werde sich erst zeigen, meint Willemse. Die Psychologische Beratungsstelle der Universität Zürich schreibt auf Anfrage, dass sich Betroffene «nur vereinzelt» melden. Man vermute jedoch eine hohe Dunkelziffer.

Für die Zukunft kann sich Willemse mehrere Szenarien vorstellen: «Vielleicht werden einige Gruppierungen einen Gegentrend à la «back to the roots» leben.» Hier spiele auch der Nachhaltigkeitsaspekt eine Rolle, schliesslich verbrauchten unsere Geräte zu viel Strom. «Andererseits wird unser Alltag wohl immer digitaler, man denke an Metaverse oder Smartwatches.» Dennoch bedeuteten Omnipräsenz und technische Abhängigkeit noch nicht Sucht: «Der springende Punkt ist: Bin ich auch in Gedanken ständig online und kann an nichts anderes mehr denken? Kann ich trotz Smartphone gut leben?» ♦

*Namen von der Redaktion geändert.

Weniger Bildschirm, mehr Zeit

Eine Studie zeigt: Weltweit verbringen Menschen im Durchschnitt täglich knapp fünf Stunden am Smartphone – das ist ein Fünftel ihres Lebens. Zeit, das zu ändern. So kriegst du deinen Handykonsum wieder in den Griff.

Kai Vogt (Text), Zoë Nogier (Illustration)



Physische Distanz

Für einen gesünderen Umgang mit dem Handy ist es unabdingbar, sich öfters physisch vom Gerät zu trennen. Das verschafft den eigenen Gedanken Raum und kann dabei helfen, sich zu entspannen. Zum Beispiel mithilfe eines analogen Weckers – um das Handy aus dem Schlafzimmer zu verbannen. Man kann sich auch aktiv handyfreie Zeit einplanen, etwa indem man regelmässig ohne Handy spazieren geht oder sich einer «analogen» Leidenschaft wie Sport oder Kochen widmet.

Internetbrowser statt Apps

Wer die Verlockung von Social-Media-Plattformen minimieren möchte, kann sie über den Internetbrowser öffnen. Dies hat verschiedene Vorteile: Das Aufstarten dauert länger als per App, Pushnachrichten erhält man keine, und die Bedienung funktioniert nicht ebenso reibungslos, sodass man nicht ewig darauf hängen bleibt.

Telefonieren statt Chatten

Chatten bietet den Vorteil, dass nicht beide Personen zur gleichen Zeit am Handy sein müssen, um zu kommunizieren. Jedoch kommt es dadurch leichter zu Missverständnissen. Zudem stauen sich unbeantwortete Nachrichten rasch an, was Stress verursachen kann. Telefonate hingegen können kurz gehalten werden und der Kontakt ist direkter.

Dopamin-Fasten

Eine der wirksamsten Methoden, um den Handykonsum zu reduzieren, ist der vorübergehende vollständige Verzicht darauf. Dahinter steckt die Idee des Dopamin-Fastens. Der Botenstoff, der für positive Gefühle verantwortlich ist, wird durch das Handys übermässig freigesetzt. Dauerhafter Dopamin-Überschuss führt zu einem Gewöhnungseffekt, sodass sich die Rezeptoren verringern und eine Sucht entstehen kann. Die Wissenschaft sagt: Wer sich dem Handy vier Wochen lang gänzlich entzieht, wird merken, wie das Bedürfnis danach drastisch ab- und Freude in Alltagsmomenten zunimmt. Ein handyfreies Wochenende kann ein guter Start sein.

Pushnachrichten ausschalten

Die aufpoppersnden Mitteilungen kündigen etwas an oder zeigen nur Teile davon, damit wir den Bildschirm entsperren. Dies verhindert oft, dass wir uns länger auf etwas einlassen. Denn wir sind konditioniert darauf: Klingelt, vibriert oder leuchtet das Handy auf, schnellst unser Puls in die Höhe – wir kriegen einen Kick wie bei Slotmaschinen in den Casinos. Wird die Funktion abgestellt, verliert das Handy an Sog: Der Grund es zu benutzen, ist nicht bereits auf dem Sperrbildschirm sichtbar. So stellt man sich beim Entsperren eher die Frage: «Was möchte ich eigentlich auf dem Gerät machen?» Das verhilft zu einem bewussteren Konsum.

Entzug-Apps

Ironischerweise können Apps dabei helfen, weniger am Handy zu sein. Etwa die Tracking-App «Moment», die den täglichen Handykonsum und die meist verwendeten Anwendungen misst. So kann man das eigene Verhalten überwachen und sich Ziele setzen. Bei vielen Smartphones ist diese Funktion bereits im System integriert. Die App «One Sec» setzt bei den Social-Media-Gewohnheiten an: Beim Öffnen von Apps wie Instagram wird durch «One Sec» eine kurze Animation eingeblendet, die einen ans Atmen erinnert. Das reflexartige Checken von Apps wird damit schwieriger. Weiter gibt es etwa «Space» oder «Offtime», die Möglichkeiten bieten, die Handynutzung individuell einzuschränken. «Forest» schliesslich setzt auf Anreize: Sie verspricht, im Austausch für handyfreie Zeit echte Bäume zu pflanzen.

Alternativen finden

Es klingt banal, ist aber zentral: Wer einen gesünderen Umgang mit dem Handy anstrebt, muss sich über den eigenen Konsum bewusst werden. Was gefällt mir daran? Was stört mich konkret? Was macht mich unglücklich? Nur so können Verhaltensmuster durchbrochen werden. Wenn man die Bildschirmzeit verringert, ist es zudem wichtig, sich zu fragen, was man mit der neugewonnenen Zeit machen will. Wer sich dadurch mehr Raum für ein Hobby schafft, hat einen stärkeren Anreiz, das Handy beiseite zu legen oder zuhause zu lassen.

Schwarz-Weiss-Modus

Die grell leuchtenden Farben auf dem Handybildschirm wirken anziehend auf das Gehirn. Eine einfache Lösung dagegen ist der Graustufen-Modus: Anstatt bunt und hell erscheint alles schwarz-Weiss und dunkel. Damit wird das Gerät langweiliger, und man schaut seltener und vor allem kürzer drauf. Auch das für die Augen schädliche Blaulicht wird so vermieden. Das lindert Stress und verbessert den Schlaf. Dieser Modus kann in den Farbfilter-Einstellungen der Handys aktiviert werden.

Regeln einführen

Wenn jemand in einer Gruppe aus einer Wasserflasche trinkt, ist die Wahrscheinlichkeit relativ hoch, dass andere kurz danach auch trinken. In der Psychologie spricht man hier vom Mimikry-Effekt. Das Gleiche passiert, wenn man in einer Gruppe das Handy benutzt. Um das zu verhindern, müssen neue Normen und Regeln etabliert werden. In den USA gibt es etwa den Trend des Phone-Stackings: Alle am Tisch legen ihre Handys auf einen Stapel. Wer zuerst danach greift, zahlt die nächste Runde.





Durch fremde Strassen driften

Linn Stählin (Text und Bild)

Hunderte von grünen Flaggen verdecken meine Google-Maps-Karte. Ich habe Listen für Museen, Cafés und Märkte; Listen meiner Lieblingsorte und diejenigen anderer. Gelbe Sterne setze ich da, wo es besonders schön ist. Das Tram kommt alle sieben Minuten. Um sieben schliesst der Coop, die Migros um acht. Ich bewege mich mit erstaunlicher Effizienz durch die Stadt, steige am richtigen Ort ins Tram, um den Weg zu optimieren. Am Schaffhauserplatz immer hinten, im

Bus lieber vorne; die Stadt wird zum funktionellen Schauplatz meines Alltags. Ich habe meine Stamm-Trams (3, 6, 8, 15), mein Lieblings-Tram (5) und dann gibt es das Tram, dessen Existenz ich manchmal verleugne (12).

Ein «experimentelles Driften durch die Strassen», so beschreibt der Autor und Philosoph Guy Debord seinen selbst geprägten Begriff «dérive». Jenseits des gewinnorientierten, vorhersehbaren Alltags soll die Stadt subjektiver, als Abfolge

von Situationen wahrgenommen werden. So ziehe ich also los, nehme Strasse um Strasse, Tram nach Tram. Die Stadt verschwimmt, die Zahlen auch, die Zeit sowieso. Im Kopf versuche ich mir zu merken, wie ich hierher gekommen bin, gebe aber bald auf. So finde ich mich in einer Situation wieder, in der ich noch nie war, neben einem Spar, den ich nicht kenne. Der Abend zeigt mir sein schönstes Licht. Irgendwo in mir, auf einer verzogenen Karte, setze ich einen gelben Stern. ◇

Auf Rollen gegen Genderrollen

Selbstorganisiert, feministisch und Vollkontakt: Bei Roller Derby dürfen alle mitspielen.

Anna Meier

«Rollschuh-Disco ist gar kein schlechtes Training, weil man in dem Umfeld weniger Hemmungen hat», schmunzelt Pinot Punk. Seit einem Jahr spielt sie bei «Zürich City Roller Derby». Wer sich schon mal in die Rollschuh-Disco getraut hat, weiss, dass es gar nicht so leicht ist, sich auf den Dingen lange aufrecht zu halten, geschweige denn zu tanzen. Umso turbulenter muss wohl Roller Derby sein, ein Vollkontaktsport auf Rollschuhen, der seit kurzem wieder an Beliebtheit gewinnt. Seit Pinot in den USA zum ersten Mal davon gehört habe, habe sie dieser Sport verfolgt.

Vollkontaktsport aus Chicago

Als Pinot im Musikvideo «Wenn ich ein Junge wäre» vom Zürcher Duo Steiner und Madlaina Roller Derby wiederentdeckte, meldete sie sich kurzerhand für die Probetrainings, die «Try Outs», an. «Was ist das denn für ein geiler Sport? Selbstorganisiert, feministisch und Vollkontakt auf Rollschuhen!» Natürlich sei alles viel komplizierter, das Regelwerk umfasse gut 80 Seiten. Im Training kurven etwa 20 Spieler*innen durch die Halle, alle mit Helm, Gelenkschonern und Zahnschutz ausgestattet. Die kreativen Derby-Namen wie AntiGone Bad, Quing Killjoy oder Sailer Doom auf ihren Trikots erinnern an jene von Drag-Performer*innen. Und auch beim Roller Derby wird mit Geschlechterstereotypen gebrochen. «Hier sind alle verschieden und werden so akzeptiert, wie sie sind», betont Harley Hot Roll, die seit gut sechs Jahren dabei ist. Dann geht das Spiel los.

Zwei Teams mit jeweils fünf Spieler*innen treten auf einer ovalen Bahn, dem Track, gegeneinander an. Pro Team gibt es eine Jammer*in, die Punkte erzielt, indem sie während eines Jams die Gegner*innen überrundet. Die vier Blocker*innen jedes Teams versuchen, die gegnerische Jammer*in daran zu hindern und gleichzeitig den eigenen den Weg freizuhalten. Bevor Punkte geholt werden können, müssen die Jammer*innen ein erstes Mal an den anderen vorbeikommen. Die Jammer*in, die zuerst durchkommt, hat

«Wichtig ist, wie man den Körper am besten einsetzt, nicht wie er aussieht.»

Pinot Punk, Spielerin bei «Zürich City Roller Derby»

den Jam Lead. Das bedeutet, dass sie den Jam auch vor Ablauf von maximal zwei Minuten beenden kann. Pinot, die Blocken und Jammen gleichermaßen drauf hat, erklärt: «Wichtig ist, wie man den Körper am besten einsetzt, nicht wie er aussieht.»

Der feministische Aspekt kommt beim Roller Derby nicht von ungefähr.

Von Beginn an flitzten Frauen und Männer gleich und gemeinsam über den Track. Roller Derby entstand während der «Great Depression» in den 30er-Jahren, als ein Event Promoter in Chicago ein aufregendes, aber erschwingliches Sportspektakel anbieten wollte. Das erste «Transcontinental Derby» war ein mehrwöchiger Marathon, bei dem zwei Teams über 50'000 Runden drehten. Doch es fehlte an Action. Da heftige Zusammenstösse das Publikum am meisten begeisterten, entwickelte sich Roller Derby zum Vollkontaktsport. In Phasen des Hypes wurden Spieler*innen zu Stars, doch in den 70ern wäre der Sport beinahe ganz verschwunden.

Blaue Flecken sind cool

2001 brachte eine Frauengruppe aus Texas Roller Derby zurück und verpasste ihm ein entschieden feministisches Makeover. Das zeigt auch das Gender Statement der internationalen Women's Flat Track Derby Association. Es dürfen alle mitspielen, egal ob trans oder intergeschlechtlich, cis oder non-binär. Wer Roller Derby spielen will, braucht vor allem Mut. Blaue Flecken gehören dazu und werden liebevoll als «Derby Kisses» bezeichnet. Doch wer Lust auf einen intensiven, starken, aber nicht weniger taktischen Sport hat, ist wohl an der richtigen Adresse. Die nächsten Try Outs stehen jedenfalls diesen Frühling an. ◇



Zusammenstösse gehören dazu: Die Spieler*innen von «Zürich City Roller Derby».

Gruselige WGs — Es spielt keine Rolle, ob du die Macken deiner Mitbewohner*innen magst oder nicht. Du wirst sie übernehmen, glaub mir. Müsste ich die Beziehung zu meinem Ex-Mitbewohner B. in Worte fassen: Wir kamen, sahen und gingen als Klone. Es begann mit der Frisur. Ich stellte irgendwann fest, dass wir die Haare gleich und im selben Takt schneiden. Sobald ich sie kurz trage, geht er zur Coiffeuse – oder umgekehrt. Dazu kamen Coop-Gänge für eine gemeinsame Diät: Tiefkühlpizzen. So glichen sich nach und nach alle Gewohnheiten an, bis wir am Ende zum Beispiel nur noch im Wohnzimmer saßen – auf unseren zwei Lieblingsesseln.

Glücklicherweise haben meine neuen Mitbewohner I. und L. Ticks, die ich auf keinen Fall übernehmen will. Vor dem Essen reibt sich L. die Hände und lechzt: «Aah Yesss!» I. tut dasselbe nach einem Bissen vom Chicoréesalat – er sagt: «Woah, Gaill!» Zudem schreit L. beim Gamen. Und I. pfeift dem Teufel ein Ohr ab. Alles Dinge, die ich, wie gesagt, nie tun würde!

...dachte ich. Bis ich kürzlich mit L. in der Küche stand und es mir wie Schuppen von den Augen fiel: Wir sehen genau gleich aus. Lange Haare, Brille und Bart. Und dasselbe Lächeln spiegelt sich in unseren Gesichtern. Und wir beide wissen: Die Klonifizierung hat begonnen...



[maj]

Hier schreibt die Redaktion über
Zusammengewürfeltes.



Begleitung beim Alleinsein

Album — Anna B. Savage, die Songwriterin aus London, könnte vermutlich auch ohne Instrumente auskommen. Ihre Stimme füllt die Stücke aus, sie schlendert neugierig umher. Mal verletzlich, beinahe flüsternd, dann wieder von sich selbst überzeugt, erzählt sie von Liebeskummer, Einsamkeit und der Schwierigkeit, loszulassen.

«In|Flux» ist die zweite Platte der aus London stammenden Künstlerin. Die zehn Lieder gehen ineinander über, eine nachdenkliche, melancholische Atmosphäre bedeckt sie. Oft besteht die Begleitung nur aus ihrer Gitarre und dem Synthesizer, manchmal erklingen überraschend Bläser-, Glocken- oder Trommel-Töne, bevor sie wieder verschwinden. Was dieses Album zusammenhält, ist die facettenreiche, ehrliche Stimme Savages. Sie singt, sie spricht, sie säuselt, verarbeitet Unsicherheiten, ihre schmerzhaft und langwierige Trennung und festigt sich weiter als Musikerin.

Das Album beginnt trüb mit «The Ghost», einer Aufforderung, die Gedanken an ihren Ex-Partner mögen sie nach sechs Jahren bitte in Ruhe lassen. Jedes der Stücke hat einen eigenen Charakter, ihre enge Verwandtschaft ist aber offensichtlich. Wo «I Can Hear The Birds Now» reflektiert ist und Einsamkeit verlangt, sehnt sich das darauffolgende «Pavlov's Dog» nach Nähe und Zuneigung.

Am markantesten ist das titelgebende Stück «In|Flux». Anfänglich ruhig, besonnen, spärlich von Blechbläsern begleitet, werden diese in der Mitte des Liedes durch elektronische Beats ersetzt, darauf folgt ein zweiminütiger Ausruf nach Alleinsein. Inmitten eines zutiefst emotionalen Albums ist es das Stück, in dem sie ihre Gefühlslage am genauesten untersucht und viele Aspekte davon preisgibt. Kein Wunder, dass man im Musikvideo mehrere Versionen ihrer Selbst zilllos, aber lachend umhertanzen sieht.

Savages neues Album «In|Flux» riecht nach Frühling, der, sich noch von der Tristesse des Winters erholend, schon den Kopf gehoben hat. Es ist auf jeden Fall ein tolles Werk für alle, die beim Alleinsein etwas Begleitung haben wollen.

[jac]

«In|Flux» ist seit dem 17. Februar auf gängigen
Streamingplattformen zu hören.



Die Stadt stellt sich ihrer kolonialen Vergangenheit

Ausstellung — Die Stadt Zürich und private Investoren sind für die Versklavung von insgesamt 37'572 Menschen mitverantwortlich. Ungefähr 150 Jahre ist es her, dass sie ihr Geld in Unternehmen anlegten, die mit Sklavenhandel und der Plantagenwirtschaft beachtliche Gewinne erzielten. Diese Zahl einer Studie der Uni Zürich ist nur einer von vielen Fakten, die bis heute kaum den Weg in die breite Öffentlichkeit gefunden haben. In der Ausstellung «Blinde Flecken» im Zürcher Stadthaus soll sich die Bevölkerung mit Aspekten ihrer Geschichte befassen, die gerne verdrängt werden.

Die Schweiz hatte keine Kolonien. Die Beteiligung der Schweiz am Kolonialismus erhält jedoch vermehrt Aufmerksamkeit. Die Botschaft an den Wänden des Zürcher Stadthaus steht nun schwarz auf knallgelben Ausstellungsplakaten: Zürich profitiert bis heute vom Kolonialismus. So dienten die Kolonien der europäischen Wirtschaft als Lieferanten von billigen Rohstoffen und als Absatzmärkte. Zum Beispiel begünstigte die Baumwolle aus Plantagen die Industrialisierung des Textilgewerbes: Zürich wirkte als Drehscheibe für die Textilindustrie und exportierte in die ganze Welt. So wurde Wissen über Handel, Investitionen, Geldtransaktionen oder Steueroptimierung angesammelt. Im Ausstellungsrundgang tauchen immer wieder Schwarzweissfotografien von Zürcher Persönlichkeiten auf, die in einem ungewohnten Licht erscheinen: etwa Alfred Escher, dessen Erbe auf lukrativen Sklavenplantagen in Kuba beruht, oder der Familienbetrieb Schwarzenbach, der im Niederdorf bis heute Schokolade oder Kaffee als «Colonialwaren» anbietet.

Auch der Forschungsstandort Zürich hat vom Kolonialismus profitiert. Zudem wurden pseudo-wissenschaftliche Theorien zur Vorherrschaft der Weissen mitangetrieben. Besonders einflussreich waren dabei die Schriften des Psychiaters und Verfechters der Rassenhygiene Auguste Forel. So wurde Zürich zu einem weltweit vernetzten Zentrum der Rassenforschung. Damit wurde ein machtvolles Denkgerüst geschaffen, das die rassistische Abwertung von Mitmenschen bekräftigte. Mit der kolonialen Expansion entstanden zudem neue Forschungsfelder wie die Anthropologie oder Ethnologie. Wissenschaftler*innen nutzten diese Gegebenheiten und reisten für ihre Forschung in die Kolonien anderer europäischer Staaten.

Die Ausstellung ist ein gelungenes Vorhaben der Stadt, auf die aktuellen Debatten einzugehen, die durch das jahrelange Engagement zahlreicher Aktivist*innen und Gruppierungen vermehrt Aufmerksamkeit erhalten haben. Sie zeigt eindrücklich auf, wie facettenreich und vielschichtig die Verbindungen zwischen Zürich und dem Kolonialismus sind. Die Botschaft ist klar: Es braucht eine stärkere Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit, die über Jahrzehnte tabuisiert wurde. In einer linken Stadt wie Zürich muss das Thema weit mehr Aufmerksamkeit erhalten, als dies heute der Fall ist. Zwar setzen sich thematische Blöcke der Ausstellung mosaikartig zu einem Gesamtbild zusammen, doch um die Auswirkungen von historischen Ereignissen auf die Verstrickungen Zürichs und deren Entwicklung genau zu verstehen, ist eine vertiefte Auseinandersetzung nötig.

[rst]

«Blinde Flecken – Zürich und der Kolonialismus» ist bis am 15. Juli im Stadthaus Zürich zu sehen.



Heimweh nach sich selbst

Film — Eine verklärende Melancholie, die der Vergangenheit Zauber verleiht. Sie ist das Hauptthema in Mario Martones Film «Nostalgia»: Ein unruhiges Neapel erscheint dem Protagonisten und den Zuschauer*innen turbulent, aber zugleich eindrucksvoll und schön.

Felice Lasco kehrt kurz vor dem anstehenden Tod seiner Mutter zurück nach Neapel, seine Heimatstadt, die er vor über vierzig Jahren verlassen hat. Seiner Frau erzählt er am Telefon, die Stadt sei noch genau gleich wie damals. In Wirklichkeit kommt ihm aber vieles fremd vor. Sogar Italienisch beherrscht er nicht mehr richtig. Als seine Mutter, die letzte Verbindung zu seiner Heimatstadt, stirbt, begibt er sich auf die Suche nach seinen Ursprüngen, seiner Kindheit und einem alternativen Lebensweg, den er nie gehen konnte. Während dieser Suche verfängt er sich in den Mächenschaften der lokalen Mafia.

Wie es der Titel verlangt, gelingt es Martone mit geschickter Verknüpfung von Musik und Szenerie, in den Gassen von Neapel eine Art Nostalgie zu erwecken. Durch die exemplarische Geschichte eines Einheimischen, der es aus dem Viertel Sanità rausgeschafft hat, versucht «Nostalgia», die schwierigen Umstände gebürtiger Neapolitaner*innen aufzuzeigen. Mit dieser grossen Aufgabe tut sich der Film jedoch reichlich schwer: Die Geschichte gleicht einer Kollektion aus zusammengewürfelten Tagebucheinträgen. Dies ist laut Martone zwar durchaus gewollt. Neapel und die Essenz des Viertels Sanità fange er in Szenen ein, die die Stadt als jenes Labyrinth entlarven, das sie ist. Tatsächlich reissen die zusammengewürfelten Szenen die Zuschauer*innen aber aus der durch die Kameraführung sorgfältig geschaffenen Stimmung heraus.

Trotzdem stellt der Film «Nostalgia» gekonnt dar, was Felice Lasco an seiner Heimat so vermisst: In Neapel findet er überall Gemeinschaft. Das Viertel Sanità mit all seinen freundlichen Bewohner*innen verhilft ihm nach dem Tod seiner Mutter schliesslich zum Seelenfrieden. Als Zuschauer*in überkommt eine*n da selbst die Nostalgie – oder das Heimweh nach einem unbekanntem Ort.

[lea]

«Nostalgia» läuft ab dem 2. März in den deutschschweizer Kinos.

Sind Sie an der frühesten Entwicklung der IT interessiert?
Dann sind diese Bücher etwas für Sie!

Verlag Trediton
ISBN 9783347653511



Verlag Books on Demand
ISBN 9783755734123



Verlag Books on Demand
ISBN 9783756225620



Verlag Books on Demand
ISBN 9783756228713



Die Bücher berichten über die 'phänomenalen' Zeiten des Beginns der IT. Miterlebt von einem 'Insider'. Sie beinhalten bisher unveröffentlichte Episoden aus der frühesten Geschichte der Computer. Der Autor war, unter anderem, bei der Entwicklung des ersten Supercomputers von Seymour Cray, der Control Data Corporation CDC 6600 beteiligt

ETH zürich ISTP



MSc ETH in Science, Technology and Policy

Applicants with a Bachelor's degree
from a Swiss university can apply from
April 1 - April 30, 2023

Apply
now!



Dein IT-Trainee Programm

24 Monate, 4 Stages und 1 Ziel

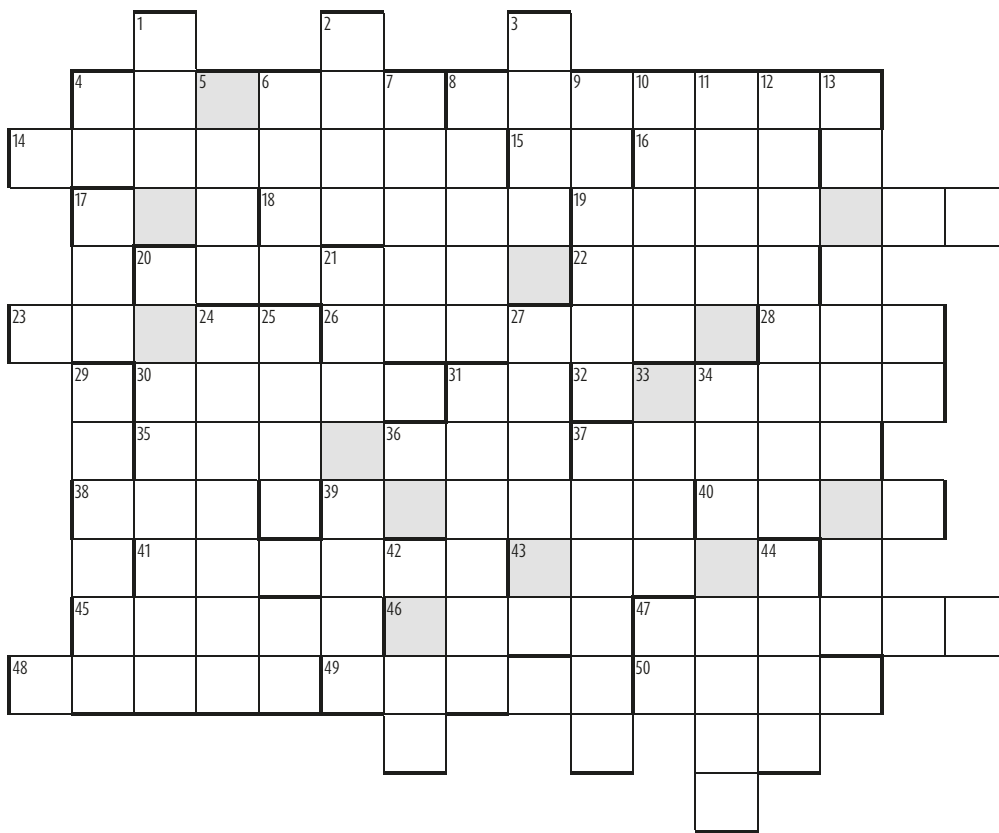
- **Die komplette Vielfalt der IT:**
4 Stages in 4 verschiedenen Bereichen.
Beispiele: Software Development, Analytics,
E-Commerce, Infrastructure, IT Security,
Data Science, IT Supply Chain und viele mehr.
- **Entscheide du, wohin die Reise geht:**
Suche deine IT-Stages jeweils für die
nächsten 6 Monate selbst aus.



Bewirb dich jetzt!
migros.group/it-trainee

MIGROS





Senkrecht

1 Worauf angestossen wird 2 Hiesiges Kunstareal 3 Don't do this when the beamer breaks down, but try to fix it! 4 Kommt in Washington noch Wechselstrom aus der Steckdose? 5 Aus Federn gleich schwer wie aus Blei 6 Schiller tat dies mit our national hero's story 7 Kühner Krieger wandert auch mal lange St 8 Hilft bei Angabe der 24 senkrecht, wenn sie nicht der rastlosen Seel' innewohnt 9 Dark-Academia-Hauptschauplatz 10 Sein fratello ist zwar mutiger, hat aber keine so schöne Mansion 11 Im nahen und im fernen kann man jenste Esskultur verk 12 Macht unser täglich Brot aus 13 Warum Bodybuilders Kinder Kästen sind 17 Dessen man waltet 20 Tierische Hilfe für schwache Rücken Reisender 21 Die von Kohlenstoff hilft bei Material-Datierung 24 Dinosaurier-Ära? Damals kannte man sie mangels Technik noch nicht 25 Die Farbe von Wundern und Montagen 27 Fehlt dem Velo, ist es immerhin noch ein ... 29 Pionierin der Gayness in der Ägäis 31 Empfehlung des Knochenfischs? Vertragsabschluss auf Lebenszeit! 33 Schuhbändeldurchfädelloch 34 Anrufmoral? Lautlehre! 36 Sie befinden sich hier. 37 Singender Barbier, journal quotidien 42 Holländische Käsestadt ist von unten angehende Fliege 44 In diesen Zonen schwimmt der Wal, so klingt sein Lied

Waagrecht

4 8 waagrecht ist einer, Mathedozentin auch 8 Innerschweizspezialist? Eierexperte!
 14 Dienen Gebissbegradigung oder Güterbeförderung 15 Bedenkliche Art des Spirituosenkonsums, etwa wenn diese Person vermisst wird 16 Ist der deines mobile phone zu hoch, leg es einfach mal det ane 17 Entstand aus dem Urkn 18 Für Trikots eignet sich Acryl nicht, ausser du schüttelst es durch 19 Behütender Flügel 20 Ist für die 36 senkrecht, was die drei Sonderzeichen für Ella 22 Im Märchen ein Unhold, mit R eine Schweizer Legende 23 Für den der Sterne bräuchte es einen grossen Sauger 26 Darf jede Nacht jemandem in die Karten schauen 28 Long fish 30 Hallenbadaroma 31 Je nach Atlantikseite herzlicher Gruss oder heimliches Kichern 32 Eine solche Leistungssteigerung ist trotz Leistungsgesellschaft unerwünscht 35 Macht die Katze statt Maniküre 37 Sippenkampf 38 Zuckersüßes aus der Kehle deiner liebsten Comifigur 39 Ägyptischer Gott aus lateinischem Knochen und Regenbogenhaut 40 Mit Fl Musik in den Ohren, mit Tr einfach nur laut 41 Construxit aedificium ETHis, auf dass sie für immer halte 43 Stabilisateur, colorant, verdeckter Ermittler 45 Begann vor lauter Bergsehnsucht mit dem Schlafwandeln 46 Sinnlose Kunst aus dem Cabaret Wowoltaire 47 Einsatz von 20 senkrecht ist aus Sicht der PETA so 48 Batteriepionier wäre mit Ire Philosoph 49 Der des Death trägt das Dark Mark 50 Wird in Zügen geschöpft

Schicke das Lösungswort bis zum 10. März 2023 mit dem Betreff «Rätsel» an raetsel@medienverein.ch und gewinne 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdini!

Die vollständigen Lösungen werden nach dem 10. März auf zsonline.ch veröffentlicht.
 Lösungswort der letzten Ausgabe: BLAUTANNE

Zu zweit ins Kino zum Preis von einem: bring-a-friend.ch

Gibt's nur im Doppel-pack!

RIFFRAFF BOURBAKI HOUDINI

Das tragische Schicksal von Joseph Schmidt

Der jüdische Tenor starb 1942 wegen mangelnder Hilfeleistung in Zürich

Narisara Behrends (Text) und Sumanie Gächter (Bild)

Stille umgibt die Anlage des israelitischen Friedhofs in Wiedikon. Sie wird allein vom Knirschen der Kiesel unter meinen Schuhen unterbrochen, als ich mir den Weg zur Grabstätte bahne. «Ein Stern fällt...», steht in den schmalen Stein gemeisselt. Darunter in grossen Lettern der Name eines Mannes, der noch immer zahlreiche Menschen mit seinem Gesang verzaubert, und dessen Schicksal nachdenklich stimmt: «Joseph Schmidt». Sein Grab ist eines von vielen unter den jüdischen Personen, die während des Zweiten Weltkrieges dem Nationalsozialismus zum Opfer fielen.

Im Oktober 1942 wiegt sich der jüdische Sänger aus Berlin in der Schweiz in Sicherheit vor den Nazis. Stattdessen stirbt Joseph Schmidt, einer der glorreichsten Tenöre seiner Zeit, am 16. November 1942 mit 38 Jahren als Flüchtling und Lagerinsasse in Girenbad im Kanton Zürich.

Der singende Joshi

In einem kleinen Dorf bei Bukowina, das 1904 noch Österreich-Ungarn angehört, wächst Joseph Schmidt als jüngster Sohn in einem jüdischen Elternhaus auf. Schon in frühen Schulzeiten gilt er als auffallend musikalisch und ist im Alter von zehn Jahren bei der Dorfgemeinschaft längst als «der singende Joshi» bekannt. Sein erstes eigenes Konzert gibt Schmidt als Zwanzigjähriger im November 1924 in Czernowitz. Zum abendfüllenden Repertoire gehören anspruchsvolle Opernarien und Kunstlieder.

Um jüdischen Glauben und Musikalität unter einen Hut zu bringen, lässt sich Schmidt noch im selben Jahr als Kantor für die Synagoge in Czernowitz einstellen. Der Zenit seiner Karriere scheint damit erreicht. Doch bald melden sich erste kritische Stimmen, die vor allem beklagen, dass Schmidt seinen Gesang auch welt-

licher Musik widme. Die Möglichkeiten für eine internationale Sängerkarriere sind für Schmidt in einer Kleinstadt wie Czernowitz ausgeschöpft. Unter seinen Förder*innen ist man sich einig: Schmidt muss in einer Weltstadt singen. Und Berlin, so scheint es, sei bei diesem Vorhaben unumgänglich.

Ich rücke meine Kopfhörer zurecht und entferne mich gemächlich von der Grabstätte: «Ein Lied geht um die Welt, ein Lied, das euch gefällt. Die Melodie erreicht die Sterne, jeder von uns singt sie so gerne.» Triumphierender Gesang schallt in meinen Ohren. Warme Sonnenstrahlen kitzeln mir ein Lächeln ins Gesicht, meine Schritte schwingen, der Gang ist leicht. Nur im Hintergrund bemerke ich einige Autos auf der Hauptstrasse, die an mir vorbeirauschen.

Alfred Fassbind ist selbst Tenor und leitet das Joseph-Schmidt-Archiv im Zürcher Oberland in Dörnten. In unserem Gespräch sagt er: «Man weiss beim zweiten Ton: «Das kann nur Joseph Schmidt sein!» Die Farbe der Stimme ist so unverwechselbar.» Mein Blick fällt auf eine alte Schwarzweissfotografie. «Er war doch recht klein, nein?» Fassbind lacht: «Was das Optische betrifft, ist er mit einer Grösse von einem Meter vierundfünfzig durchaus auch etwas Besonderes.»

Kleiner Mann mit grosser Stimme

Nach Abschluss seiner Gesangsausbildung 1926 in Berlin will sich Schmidt auf den bedeutenden Opernbühnen der deutschen Hauptstadt behaupten. Seine Körpergrösse wird dabei zum Hindernis. So schildert Schmidt in einem Brief seine Begegnung mit dem Dirigenten Leo Blech, der ihn nach einem Vorsingen zur Seite nimmt. «Wenn Sie nur klein wären, ginge es ja. Aber Sie sind einfach zu klein!» Grössere Rollen auf den Opernbühnen bleiben Schmidt wegen seiner

Körpergrösse bis zum Ende seiner Karriere meistens verwehrt. Umso erfolgreicher fiel dafür 1929 sein Radiodebüt im Berliner Rundfunk als Vasco da Gama in Gicamo Meyerbeers Oper «Afrikanerin» aus. Cornelius Bronsgeest, Leiter der damaligen Opernabteilung, erinnert sich in einer persönlichen Schrift an seine Begegnungen mit Schmidt: Er habe «die eminente Musikalität, die die Melodiephrasen zu einem ausdrucksvollen Glanz zusammenfügen vermochte, die weiche Lyrik und den durchschlagenden dramatischen Ausdruck.»

Der Rundfunk wird zu Schmidts Erfolgsmedium und der Klang seiner Stimme ist in den Jahren von 1929 bis 1933 aus den Radios nicht wegzudenken. Im Laufe seiner Karriere singt er in 33 Rundfunkoper.

Neue Zeiten brechen an

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 kippt die Stimmung in Berlin schlagartig. Noch im Mai desselben Jahres erscheint der Film «Ein Lied geht um die Welt» des Regisseurs Richard Oswald, in dem Schmidt nicht nur die Hauptrolle spielt, sondern auch singt. Zwar ist der Film beim Publikum ein grossartiger Erfolg, doch die Kritiken der Presse werden immer linientreuer.

So herrscht im «Völkischen Beobachter», dem publizistischen Sprachrohr der NSDAP, bereits der antisemitische Wortlaut der Partei: «Ein Sängerfilm, der in seiner Weise viele bessere Vorläufer hat. [...] Und was man nicht sagt, aber desto deutlicher sieht: Er ist ein Jude [...]. Das Lied, das heute durch Deutschland klingt, hat einen anderen Rhythmus, hat schärferen Marschtritt, hat aufpeitschendere Melodie, kommt aus ehrlicherem Herzen als das, was wir im Film hörten.» Der Zugang zum Funkhaus wird Schmidt verwehrt und seine abgeschlossenen Verträge für





Auf dem israelitischen Friedhof in Wiedikon ruht Joseph Schmidt neben anderen Opfern des Nationalsozialismus.

nichtig erklärt. Und noch im selben Jahr verlässt Schmidt Deutschland. Bis 1940 konzertiert Schmidt in zahlreichen Ländern und Städten. Doch die Lage wird für ihn als Jude in Europa immer gefährlicher. Seine geplante Überfahrt nach Kuba wird im November 1941 wegen der Kriegserklärung Deutschlands und Italiens an die Vereinigten Staaten abgesagt.

Der Atlantik wird zum neuen Kriegsschauplatz. Folglich erscheint die Schweiz Schmidt als einzig sicherer Ort in Europa. «Er hat während seiner Karriere drei Tourneen durch die Schweiz gemacht und war der Meinung, dass man ihn mit offenen Armen empfängt», sagt Fassbind.

«Man hält mich wohl für einen Simulanten»

Erst bei seinem dritten Versuch gelingt es Schmidt am 7. Oktober 1942, die Grenze zu Fuss und illegal von Südfrankreich aus in die Schweiz zu überqueren. Eine Woche später folgt seine Internierung in das Lager Girenbad, wo jüdische Personen, die ihrer Deportation in Deutschland entfliehen wollen, auf einen Asylentscheid warten, da sie während des Zweiten Welt-

kriegs in der Schweiz gesetzlich nicht als Flüchtlinge anerkannt sind.

In einem Antwortschreiben des «Comité International des Intellectuels Réfugiés» mit Sitz in Bern vom 22. Oktober 1942 äussert man sich diesbezüglich: «Aus grundsätzlichen Erwägungen können wir den in der Schweiz aufgenommenen Flüchtlingen weder gestatten, Erwerbstätigkeiten auszuüben oder sonstwie in der Öffentlichkeit aufzutreten. Wenn wir bei Joseph Schmidt eine Ausnahme machen würden, würde das, weil er in den Flüchtlingskreisen sehr bekannt ist, weitergehende Begehren hervorrufen.»

Schmidt wird Ende Oktober vom Lager ins Kantonsspital Zürich überwiesen. Er klagt über starke Schmerzen im Hals und in der Herzgegend. Nur erstere werden behandelt. «Man hält mich wohl für einen Simulanten», kommentiert der von den Schwierigkeiten seiner Flucht geschwächte Schmidt dies später in einem Brief. Fassbind ergänzt: «Die Antwort des Arztes war: «Seien Sie froh hier zu sein. In ihrer Heimat müssten Sie jetzt Gruben graben.» Schmidt wird frühzeitig aus dem

Spital entlassen. Zwei Tage nach der Entlassung stirbt er am 16. November 1942 in einer Gaststube des Restaurants Waldegg in Girenbad an Herzversagen. Einen Tag später trifft seine Arbeiterlaubnis ein.

Ich folge den Anweisungen meines Handys zu jenem Gebäude. Eine Frau drängt sich an mir vorbei, eine Autotür fällt ins Schloss. Nichts in Girenbad deutet auf Joseph Schmidt hin, bis auf eine kleine Gedenktafel, die an der grauen Hausfassade des ehemaligen Restaurants angebracht ist. Meine Augen gleiten mehrmals über die wenigen Zeilen. «In diesem Haus starb einer der berühmtesten und beglückendsten Sänger der Welt Joseph Schmidt als Flüchtling und unschuldiges Opfer einer gnadenlosen Zeit.»

Ich laufe die Strasse hinab und rücke meine Kopfhörer zurecht. Diesmal spielt ein ganzes Orchester für mich und eine vertraute Stimme erklingt: «Fliehe auch die Zeit, das Lied bleibt in Ewigkeit.» ◇

Die Biografie «Joseph Schmidt – Sein Lied ging um die Welt» von Alfred Fassbind erschien im Verlag «rüffel&grub».

IC2023

HIER ZEICHNET ALAIN SCHWERZMANN VOM @NOTBREMSE-MAGAZIN FÜR DIE ZS.

BEIM EINFAHRENDEN ZUG MUSS ICH AN EINE STELLE IN BRINKMANNS BUCH DENKEN.*

*GEMEINT IST ROLF BRINKMANN'S BUCH "ROM, BUCKE", 1973

«...auf dem anderen Gleis ein mit Menschen vollgestopfter Nachtzug in Richtung Rom, aus den heruntergelassenen Zugfenster hängt wüster menschlicher Mief heraus, ...»

«...in Bruckstücken, Gepäckteilen, gestapelten Gesichtern, ...»

«...zusammengedrängt in dem Rechteck der Fenster, mit einzelnen Gliedern, die lose über der Fesnsterkante hingen, ...»

UNSERE ZÜGE SIND GLATT, ZWEISTÖCKIG UND GESCHLOSSEN. KEINE OFFENEN FENSTER. KEIN FAHRTWIND IM GESICHT.

«...wüst und schlaff durcheinander, die Lebenscollage.»

VOM EIFER ZUM EFFIZIENTEN TRANSPORT BESTIMMT.

IN BRINKMANN'S SICHT STECKT DER EKEL. DOCH BEI IHM SIND DIE ZUSTÄNDE IM ZUG NOCH ALS SINNLICHER REIZ GENIESSBAR.

MIT GEPÄCKSTÜCKEN HALTEN WIR UNS VONEINANDER FERN. DAS ESSEN, STINKEN ODER LÄRMEN, STÖRT NUR, WEIL ES DIE GEWOHNTE STERILITÄT DURCHBRICHT.

VIELLEICHT SOLLTE ICH BEI DER NÄCHSTEN HALTESTELLE UMSTEIGEN UND NACH ROM FAHREN.





Jetzt
anmelden!



Ready to focus?

Masterinformationstage 21.–23. März 2023

Informationen und Anmeldung: www.masterinfotage.unibe.ch

u^b

**UNIVERSITÄT
BERN**